

# LUDOVICIANA

1607

1907

Giessen

4

Sommer 1907

## Willkommen!

Willkommen sei, wer nur ein heiß Verlangen  
Nach Wahrheit je im tiefsten Herzen spürte,  
Mit Freuden bald und bald mit scheuem Bangen  
Die ewgen Wunder dieser Welt berührte!

Ob auch kein Mensch die ganze Wahrheit meistert  
Und nimmermehr sich unser Mühen endet,  
Es ist ein einzig Ziel, das uns begeistert,  
Enttäuschung, Sieg, Verzweifeln, Hoffnung spendet.

Und so im Ernst vereint, auf dorn'gen Pfaden  
Dem vielgestaltigen Rätsel nachzugehen,  
Laßt denn auch heut, zu frohem Fest geladen,  
Die Welt uns einig, eng verbunden sehen.

Der Müß vergeßt! Die Stirne bietet heiter  
Dem Ruß der Stunden, die sich lieblich schmücken!  
Sie rasten nicht, sie ziehn geschäftig weiter,  
Und bald genug wird euch die Sorge drücken.

Wie schwer des Alltags schlimmes Joch zu tragen,  
Wenn Wunsch und Sehnen oft erlahmen mußte:  
Auch das bleibt unser, was in guten Tagen  
Das Herz mit frohem Mut zu greifen wußte.

Wohlan denn, Freunde! Mögen Sonnenstrahlen  
In alle Winkel eurer Seele dringen,  
Sich Sternenschein in frohen Augen malen!  
So wird's ein Fest! So mög' es froh gelingen!

Walter Rinkel.

## Philipp von Busbach und die hessen-darmstädtische Universität.

Unter den hessischen Landgrafen des 17. Jahrhunderts hat keiner am wissenschaftlichen Leben der hessen-darmstädtischen Universität einen solchen persönlichen Anteil genommen wie der 1581 geborene dritte Sohn Landgraf Georgs I., Landgraf Philipp, nach der Herrschaft, die er 1609—1643 regierte, Philipp von Busbach genannt. Es tritt uns dies ganz besonders deutlich aus des Landgrafen reichem Briefwechsel entgegen, der im Großh. Hausarchiv aufbewahrt wird und eine Veröffentlichung wohl verdiente. Wir ersehen aus ihm, daß der Landgraf bei seinen Spezialstudien, die sich im Gebiete der Astronomie, Physik, Theologie und der fremden Sprachen bewegten, sich nicht nur der Hilfe auswärtiger Autoritäten wie der Astronomen Kepler und Galilei, der Mathematiker Daniel Mögling und Johannes Faulhaber u. a. m. bediente, sondern daß er mit den bedeutendsten Fachgelehrten der Gießener und von 1625 an der Marburger Universität fortgesetzt in wissenschaftlichem

Verkehr stand. Sie halfen ihm in seinen ausgedehnten Studien weiter, wenn die Gelehrten seines Hofes, zu denen auch die Hofprediger zählten, in ihren Auskünften versagten. Insbesondere pflegte er den Verkehr mit den Professoren Konrad Dieterich, Johannes Winkelmann, Balthasar Menzer, Matthäus Hoffsteter (dem Gießener Sprachmeister) und dem Botaniker Ludwig Jungermann.

Landgraf Philipp hat es an Zeichen des Dankes für die ihm von Seiten der hessen-darmstädtischen Universität zu Teil gewordenen wissenschaftlichen Förderungen zu keiner Zeit fehlen lassen. Mancher junge und alte Dozent konnte sich „eines Gratiale“, das in Gestalt von ersten Gulden gereicht wurde, rühmen, „so seine fürstliche Gnaden ihm verehret“. Am deutlichsten aber brachte der hohe Herr seinen Dank dadurch zum Ausdruck, daß er im Jahr 1641 verschiedene kostbare mathematische Instrumente nebst einem Globus von 7 Schuh Durchmesser der Universität verehrte

und sie dadurch in einen „dermaßen kostbaren, stattlichen, raren und also gethanen Besitz“ brachte, „dergleichen uff andern Universtitäten in und auferhalb Teutschland schwerlich anzutreffen war.“ In seiner Abhandlung „de Comentarum essentia“ (Gießen 1653) gibt uns Professor David Christiani eine Beschreibung der wichtigsten Stücke dieser Schenkung. Wir hören, daß unter „den mathematischen Instrumenten“ sich befand ein „Sextans astronomicus“ aus Messing, den der Uhrmacher Johann Jakob Vols von Bugbach geliefert hatte, ferner zwei Quadranten aus Messing, von denen der eine von Meister Johann Hoffmann, Rothgießer in Frankfurt, der andere von Meister Graubizen in Gießen stammte, ferner ein Semicirculus mit einem Durchmesser von 9 Fuß, die Regulae Ptolemaicae in Messing dargestellt, ein Sextans bifurcatus, die Armillae Zodiacales u. a. m.

Das Hauptstück der Schenkung aber war unstreitig der 7 Fuß im Durchmesser starke Globus coelestis, von dem Winkelmann in seiner Beschreibung der Fürstentümer Hessen und Hersfeld schreibt, daß er des Tychonis de Brahe zu Copenhagen stehenden messingen Globus zwar an der Perfection gleiche, an Schönheit und Größe aber übertroffen habe. 1723 bemerkt Liebnecht, der Globus habe „in Ansehung seiner Größe nicht viel in Europa seines Gleichen; das Corpus an sich sei ganz hohl mit Holz zusammen gesetzt wie etwan die Tauben an einem Fasse, nach Tychonis ehemahligem Angeben und Gebrauch“. Aus Winkelmanns Buch erfahren wir, „daß oben nicht weit vom Polo das Systema mundi, in corde leonis des Fürsten Contrefait, in spica virginis aber seiner Gemahlin Bildnis gemahlet war und daß bei Anfang des Zodiaci eine Inscription angebracht war, nach der das vom Landgrafen z. T. eigenhändig hergestellte Werk im Mai 1632 vollendet worden ist“. Eine andere Nachricht

stammt aus dem Jahr 1620. Es ist ein vom 4. Oktober 1620 datierter Vertrag zwischen dem Landgrafen und dem Meister Konrad Mauß, Bürger und Schreiner in Friedberg, kraft dessen dem Mauß für Bereitung einer „holtzinnen Sphaerae armillaris aus Birnholz“, wozu der Landgraf das Material stellte, 30 Gulden versprochen wurden. Nach dem Vertrag, der sich gewiß auf die Anfertigung des Gestelles für den großen Globus bezieht, hat es 12 Jahre gedauert, bis Landgraf Philipps Globuswerk beendet war.

Die hessen-darmstädtische Universtität hat Philipp von Bugbachs „mathematische Instrumente“ nicht so behandelt, wie sie es verdient. Bereits 1653 wird darüber geklagt, daß „die Instrumenta besser hätten in Acht genommen werden sollen“, „der Globus sei durch die hiebevorige Wasserfluth merklich verderbt und verschiedene Instrumenta verkommen“. 1723 berichtet der berühmte

Mathematiker und Professor der Theologie Liebnecht, daß dem Globus, der mehr ein Schaustück als ein Lehrmittel sei, eine Reparatur nothue; es müsse ein neues Stativ gemacht werden, „auf den Grund von Leimwasser und Kreide ein ganz neuer Grund kommen, und darauf die Figuren mit Ölfarben, die Sterne von gutem Gold gemacht werden, was alles zusammen wohl 60 Reichsthaler kosten werde“. Obwohl er sich bereit erklärte, die Arbeit zu überwachen und eigenhändig die himmlischen Figuren samt den Sternen aufzutragen, unterblieb die Reparatur. Man ließ den Globus zerfallen, und schenkte auch den Tausende von Gulden kostenden sonstigen Instrumenten nicht die Aufmerksamkeit, die sie verdienten. Im 19. Jahrhundert ging man sogar soweit, daß

man die unbezahlbaren Instrumente Philipps von Bugbach als altes Messing verkaufte, während der Globus coelestis spurlos verschwand.

Wilhelm Diehl.



Landgraf Philipp von Hessen-Buzbach.

## Gießener studentisches Verbindungsleben nach den Befreiungskriegen.

Mit elementarer Gewalt hatte die große vaterländische Erhebung des Jahres 1813 auch die Gießener Studentenschaft ergriffen. Auf ihr Drängen wurde in den letzten Dezembertagen ein Korps freiwilliger hessischer Jäger errichtet, in das sich über hundert Gießener Studenten, zum guten Teile Angehörige der alten Landsmannschaften, einreihen ließen. blieb es der hessischen Freischar auch versagt, kriegerische Lorbeeren zu

pflücken, so ist doch für die Ludoviciana die vaterländische Begeisterung, die ihre Söhne ins Feld geführt, nicht ohne bestimmende Wirkungen geblieben. Aus der Mitte der im August 1814 nach Gießen zurückgekehrten Freiwilligen wurde unter Abkehr von dem Sondergeiste des bisherigen landsmannschaftlichen Verbindungswesens am 17. November 1814 eine „Deutsche Lesegesellschaft zur Erreichung vaterländisch-wissenschaftlicher Zwecke“ begründet. Gleich einer Reihe

anderer im westlichen Deutschland ins Leben getretener „Teutscher Gesellschaften“ hatte sich der Gießener Verein das Ziel gesetzt, deutsche Art, Frömmigkeit und Zucht zu erhalten und dem noch fortbestehenden Einflusse französischer Geistesart und Sprache entgegenzuarbeiten. In den Versammlungen der Gesellschaft wurden die Schriften Arndts und Körners und die Nibelungen, aber auch politische Zei-

tungen gelesen; auch wurde fleißig geturnt. Besonders

Gewicht legte man auf die Annahme der sogenannten „altdeutschen“

Tracht: grauer oder schwarzer Rock, zugeknöpft bis zum Halsfragen, über den ein breiter Hemdenfragen umgelegt war; auf den bis

zu den Schultern herabhän-

genden Haaren ein schwarzes mit einem Kreuze gezieres Samtbarret, an der Seite ein Hirschfänger oder Dolch.

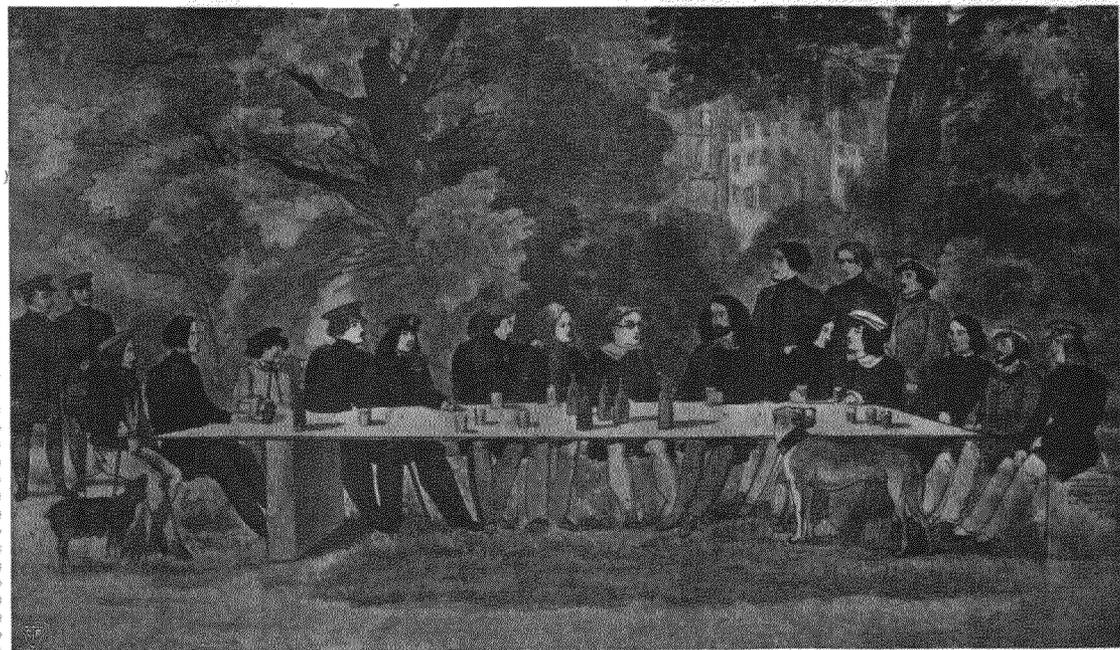
Die „Teutsche Lesegesellschaft“ hatte nur kurzen Bestand. Schon im Februar 1815 finden wir sie in zwei feindliche Parteien geteilt. Während die „alte“ Teutsche Gesellschaft, an ihrer Spitze die Brüder August und Karl Follenius, die Beseitigung des landsmannschaftlichen Komments, namentlich eine Reform des studentischen Mensurwesens, anstrebten, wurde die „neue“ Teutsche Gesellschaft der Sammel-

punkt der landsmannschaftlichen Partei. Nachdem die Aufhebung beider Gesellschaften verfügt worden war, konstituierten sich aus der neuen Teutschen Gesellschaft heraus im Laufe des Sommers 1815 drei neue Landsmannschaften, die Hassia und Constantia und eine nur kurze Zeit bestehende Nassovia. Diesen Verbindungen tritt eine kleine, aber geistig ungemein bedeutende Gruppe entgegen, die die Ziele der Deutschen Gesellschaft auf neuen Wegen zu erreichen strebt, die Gießener „Schwarzen“.

Die erste Form des Bundes der Schwarzen — so benannt nach der von ihnen beibehaltenen dunklen altdeutschen Tracht — stellte die im Juni 1815 gestiftete Verbindung Germania dar, die sich jedoch schon bald, als sie sich mit einer Untersuchung bedroht sah, in einen „Deutschen Bildungsverein“ umwandelte. Zu Ende des Jahres 1815, als eine Reihe von Quellen zwischen Landsmannschaftern und Schwarzen stattgefunden hatte und deshalb zahlreiche Relegationen erfolgt waren, gaben die Schwarzen auch diese äußere Form der Vereinigung auf, ohne daß jedoch so der feste innere Zusammenhalt ihres Bundes gelockert worden wäre. Unter dem starken Einflusse, welchen die Gedankenwelt Arndts auf die Gießener Schwarzen ausübte, wurde von ihnen die Wiederbelebung und Stärkung vaterländischen Bewußtseins in engste Verbindung mit der Pflege religiösen Sinnes gebracht. Die mystische Frömmigkeit, die in

ihrem Kreise heimisch war, fand ihren bezeichnendsten Ausdruck in den gemeinschaftlichen Kirchgängen und Abendmahlstheorien der Bundesglieder — etwas Unerhörtem unter der damaligen Gießener Studentenschaft. Die sittlichen Grundsätze der Schwarzen waren außerordentlich strenge, ja asketische. In den zahlreichen Stammbuchblättern aus ihrem Kreise findet sich kaum eine auf Frauenliebe bezügliche Stelle.

Man forderte von den Freunden nicht nur Keuschheit, sondern auch Verzicht auf Frauenliebe, um ganz und ungeteilt dem Vaterlande sich hinzugeben und für die mit glühender Begeisterung angestrebte nationale Einigung sich zu opfern. Diese politische Leidenschaft wurde ganz



Die Heidelberger Teutonia 1815.

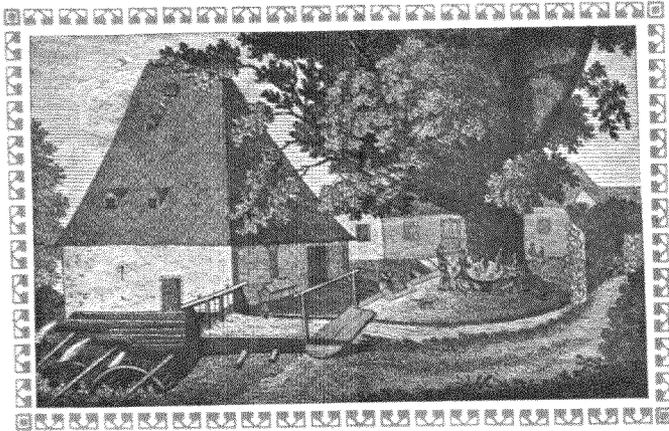
besonders durch das geistige Haupt der Schwarzen, Karl Follenius, seit 1818 Privatdozent der Rechtswissenschaft in Gießen, genährt. Über ihn hatte schon als Knaben in der Zeit der französischen Fremdherrschaft der Gedanke des Märtyrer-Todes für Vaterland und Freiheit eine zwingende Macht erlangt. Von außerordentlich starkem Selbstbewußtsein und asketischer Sittenstrenge, ein trefflicher Turner, Schwimmer und Fechter, ein hinreißender Redner und Dichter und blendender Dialektiker, erschien er seinen Freunden „wie ein Prophet unter seinen Jüngern, die ihm vertrauten fast wie einem, der nicht irren kann“. Der ältere Follenius, August, der im Frühjahr 1815 nach Heidelberg übergesiedelt war, trat an die Spitze der dort begründeten „Teutonia“, die mit den ihr geistesverwandten Gießener Schwarzen enge Beziehungen unterhielt. Ein im Besitze von Herrn Rechtsanwalt Dr. Stein in Darmstadt befindliches Bild des Malers Fohr, das wir hier wiedergeben dürfen, zeigt uns die Tafelrunde der „Heidelberger Schwarzen“ von 1815 in altdeutscher Tracht und Kreuz-Rappen mit August Follenius' Reckengestalt im Mittelpunkt.



Ein Gießener „Schwarzer“.

Die Einigung der Studentenschaft und die Reform des akademischen Lebens wurde von den Schwarzen seit dem Beginne des Jahres 1816 eifrig ins Werk gesetzt. Das von den Jenaischen Landsmannschaften gegebene Beispiel hatte auch auf die Gießener landsmannschaftlichen Kreise derartigen Eindruck gemacht, daß im Sommer 1816 die Begründung einer allgemeinen Gießener Burschenschaft gesichert schien. Die leidenschaftliche Abneigung des stellvertretenden Kanzlers, Professor Arens, gegen die deutsch-vaterländische Richtung der Schwarzen machte aber diese Pläne zunichte und führte einen neuen Riß innerhalb der Studentenschaft herbei. Als im Dezember 1816 Karl Follen und seine Freunde einer allgemeinen Studentenversammlung den Verfassungsentwurf für die Gießener Burschenschaft, den „Ehren-

spiegel“, vorlegten, bestritten die Vertreter der Hassia und Constantia allen Nichtslandsmannschaftern das Recht, den Kommittee zum Gegenstand einer Beschlußfassung zu machen, und verließen mit ihren Anhängern die Versammlung. Die Zurückgebliebenen aber vereinigten sich mit den Schwar-



Heuchelheimer Mühle um 1818.

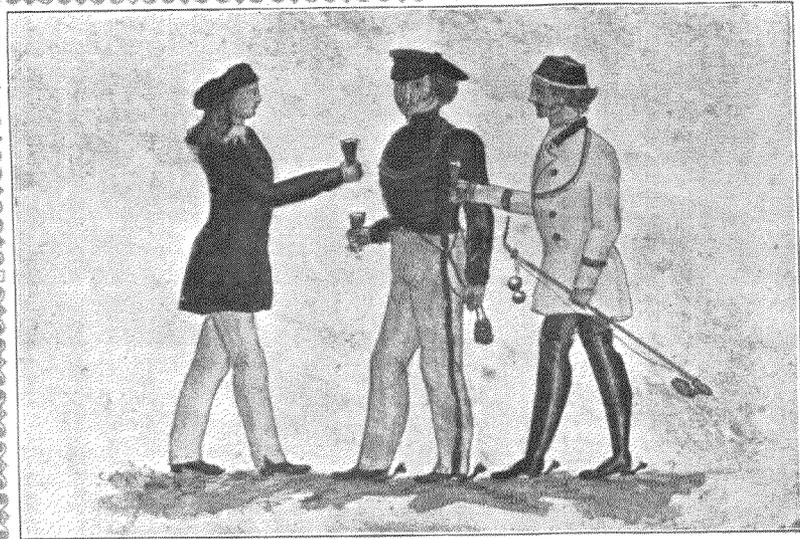
zen unter Annahme der Verfassung des Ehrenspiegels in einer Stärke von etwa 60–70 Mann zur „christlich-  
deutschen Gießener Burschenschaft“, der Karl Follen sein

bekanntes, schwungvolles Bundeslied „Brause du Freiheitsfang“ widmete. Auch die nächstfolgende Zeit ist von leidenschaftlichen Kämpfen zwischen den Schwarzen und den Gießener Landsmannschaftern erfüllt geblieben. Auf dem großen Wartburgfeste vom Oktober 1817 wurde über diese Zwistigkeiten ange- sichts der Vertreter der gesamt- deutschen Studentenschaft in Verhandlungen getreten. Sie endeten damit, daß die Wortführer der beiden streitenden Parteien unter dem Eindrucke der begeisterten Stimmung der Versammlung sich die Hand zur Versöhnung reichten. Trotzdem die Gießener Landsmannschaften in der Folge in enge Verbindung mit der Jenaischen Burschenschaft traten und zur Errichtung einer Gießener Burschenschaft sich geneigt zeigten, so hat doch die scharf ausgeprägte Eigenart der Gießener Schwarzen es zu einer solchen Einigung vorerst nicht kommen lassen. Auch mit der Jenaischen Burschenschaft, die sich auf die Seite der Gießener Landsmannschafter stellte, gerieten die Schwarzen in Konflikt. Die Vorwürfe, die Follen und seine Freunde den Jenaern wegen des in Jena bestehenden Bierstaates und ihrer sonstigen schlimmen Trinksitten gemacht hatten, führten im Frühjahr 1818 zu einem gereizten Briefwechsel, der mit einer Pro-Patria-Forderung der Jenaer an die Gießener Schwarzen endete. Als dann am 13. August 1818 die beiden Gießener Landsmannschaften sich freiwillig auflösten und zur „Allgemeinen Gießener Burschenschaft“ vereinigten, da standen die Schwarzen und die von ihnen geleitete Ehrenspiegel-Burschenschaft grollend zur Seite. Die von den Landsmannschaftern aufgetane „neue“ Burschenschaft nannte sich Germania, ihre Farben waren blau-rot-grün, wohl eine Kombination der Farben der aufgelösten Landsmannschaften; als Wahlspruch führte sie neben dem allgemein-burschenschaftlichen „Freiheit, Ehre, Vaterland!“ den der früheren Hassia: „Alle für Einen, Einer für Alle!“ Nachdem es noch auf dem im Oktober 1818 in Jena abgehaltenen zweiten Burschen-

tage zwischen den Vertretern der „alten“ und der „neuen“ Gießener Burschenschaft zu einem heftigen Zusammenstoße gekommen war, hat sich endlich im Januar 1819 die Verschmelzung der beiden Burschenschaften vollzogen. Ein im Besitze von Herrn Dr. med. Ploch befindliches Stammbuchblatt führt uns die Versöhnung der beiden Parteien vor Augen. Damals schrieb die neue Gießener Burschenschaft nach Berlin, daß die Schwarzen sich in wachsender Zahl zum Eintritt in die Burschenschaft meldeten: „Ein ganz neuer Geist belebt uns hier Alle. Was sich zuvor hasste, liebt sich jetzt mit wahrhaftem Brudergefühl, kurz, ein und dasselbe Wollen und Nichtwollen, ein und dasselbe Hasßen, das ist unsere Aufgabe, unser ganzes volles Streben.“ Hielt auch diese ideale Eintracht nicht allzulange an, so blieb doch die Burschenschaft die einzige Korporation an der Ludoviciana, und als es im August 1819 zu dem bekannten Auszug auf den Gleiberg kam, lag die Führung der Studentenschaft in der Hand des Sprechers der Germania, W. G. Magdeburg, des späteren nassauischen Ministers.

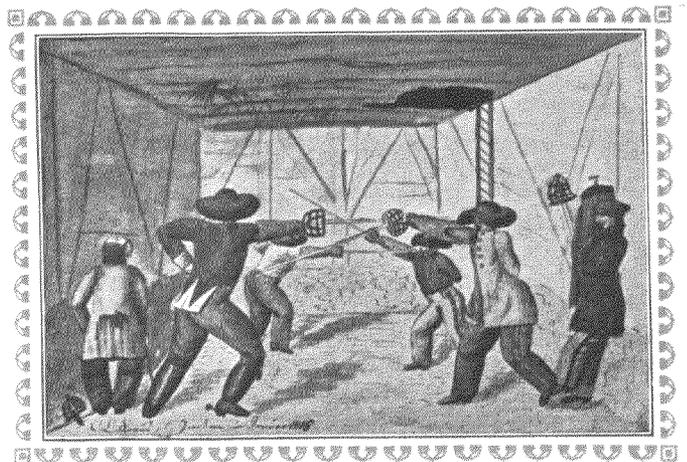
Die Verfassungsentwicklung der gesamten deutschen Burschenschaft war inzwischen durch den „Ehrenspiegel“ der Schwarzen tiefgehend beeinflusst worden. Seine Grundsätze, die Regelung des Duellwesens durch Ehrengerichte, die Forderung der unbedingten Gleichberechtigung für alle Mitglieder, die bestimmte Ausprägung des christlich-germa-

nischen Charakters der Burschenschaft unter Ausschluß der Juden und Ausländer, endlich die Durchführung einer strengen sittlichen Zucht drangen fast an allen Universitäten im burschenschaftlichen Kreise durch. Aber auch die Saat, die Karl Follens politischer Fanatismus nicht nur im Kreise seiner Gießener Freunde, sondern auch in engeren Zirkeln innerhalb der Burschenschaften zu Jena, Heidelberg, Freiburg usw. ausgestreut hatte, ging blutig auf. Über den beschränkten, von Jugend auf zu mystischer Grübeleien neigenden Karl Sand, der in Jena Follens Lieblingsjünger geworden war, ge-



Die Begründung der Gießener „allgemeinen Burschenschaft“.

wann der Gedanke des freiwilligen Opfertodes fürs Vaterland eine unwiderstehliche Macht und ließ ihn den Ent-



Eine Pauterei im Jahre 1816.

schluß zu Rosebues Ermordung fassen. Mit dieser unseligen Tat war auch das Geschick der Gießener allgemeinen Burschenschaft besiegelt. Am 3. November 1819 hat die Germania, deren Mitglieder durch die Karlsbader Beschlüsse mit dem Ausschlusse aus dem Staatsdienste

in allen deutschen Bundesstaaten bedroht waren, sich freiwillig aufgelöst.

Hatte man gehofft, mittels des drakonischen Verbindungsverbots der Karlsbader Beschlüsse mit dem gesamten studentischen Verbindungswesen in Gießen gründlich aufzuräumen zu können, so sollte man sich bald genug schmerzlich enttäuscht sehen. Aus der zersprengten Burschenschaft bildete sich im Februar 1820 eine neue Haffia, die bereits 1822, allerdings nur vorübergehend, die Farben schwarz-weiß-rot anlegte, im Mai dieses Jahres eine neue Franconia und im Jahre 1822 eine Rhenania. Anstatt des alten Namens „Landsmannschaft“ führen diese Verbindungen fortan die Bezeichnung „Corps“ und schließen sich durch einen Senioren-Konvent (S.-C.) enge zusammen. Die burschenschaftliche Partei vertraten die Germania und Constantia, die sich 1821 zu einer einzigen Burschenschaft vereinigten. Unter dem Decknamen „Waffenverbindung“ unterhielt die Germania, die zeitweilig weit über hundert Mitglieder zählte, ein reges Pankverhältnis mit den Korps, denen sich im Jahre 1826 zwei allerdings nur kurzlebige neue Verbindungen, Vandalia und Starkenburgia, angeschlossen hatten. Die beliebtesten damaligen Pankplätze waren die Badenburg, der Bezberger und der Hardt-Hof, die Heuchelheimer Mühle, Wiesfeld, die Franzosenschanze im Philosophenwald und die „Eulenburg“.

Streitigkeiten, die im Sommer 1828 zu gegenseitigem Verrufe führten, wurden für beide Parteien recht verhängnisvoll. Im Juli 1828 wurden 16 Angehörige der Korps und 34 Burschenschafter, unter ihnen der später berühmte gewordene Heidelberger Theologe Hundeshagen, relegiert.

Die durch die französische Julirevolution von 1830 in Deutschland hervorgerufene Volksbewegung hat auch die Gießener Studentenschaft rasch in ihre Kreise gezogen. Die Germania hatte sich bisher der sogenannten arministischen, in politischer Beziehung zu-

rückhaltenderen burschenschaftlichen Richtung angeschlossen. Mit Beginn des Jahres 1831 trat sie nun der „allgemeinen deutschen Burschenschaft“ bei, in der die auf praktisch-politische Betätigung hindrängende Strömung von jetzt ab vorherrschend wurde. Den durchziehenden polnischen Flüchtlingen bereitete man in Gemeinschaft mit der demokratisch-gesinnten Gießener Bürgerschaft einen begeisterten Empfang. Bei einem im Sommer 1831 am Geburtstage des Großherzogs von der Burschenschaft veranstalteten Ballfeste waren auf dem im Tanzsaale errichteten Tempel die Embleme der Julirevolution angebracht, und bei einer am folgenden Tage nach Friedberg unternommenen Wagenfahrt wurden die schwarz-rot-goldenen Schärpen öffentlich getragen. Zu dem im Juli 1832 auf dem Wollenberge bei Marburg abgehaltenen politischen Volksfeste fanden sich die Gießener Burschenschafter vollends mit einer schwarz-rot-goldenen Fahne ein und hielten Ansprachen an die Volksmenge. Aber auch die Kreise der Korpsstudenten, die bisher meist eine politisch korrekte Haltung beobachtet hatten, konnten sich der stürmischen Bewegung nicht entziehen. Wir hören, daß die Haffia im Dezember 1830 ein Lesezimmer einrichtete, in dem verschiedene politische Zeitungen ausgelegt wurden. Und in den nächstfolgenden Jahren finden wir neben den alten Korps zwei neue, den Namen Korps tragende Verbindungen mit ausgesprochen politischer Tendenz, die Palatia mit den Farben grün-rot-gold, und die Teutonia mit den Farben rot-weiß-gold,

die ihren politisch anrühigen Namen bald mit dem Namen Starkenburgia vertauschte.

Die Gießener Germania war den Verhandlungen des Stuttgarter Burschentags von Weihnachten 1832, auf dem die Beteiligung der Burschenschaften an der geplanten allgemeinen Volkszählung beschlossen worden war, ferne geblieben. Gleichwohl hat eine Anzahl von Gießener Burschenschaftern an dem Frankfurter Wachensturm vom 5. April 1833 teilgenommen. Das klägliche Mißlingen des Attentats bedeutete das Ende der Burschenschaft, deren Mitglieder unter dem Decknamen des von ihnen aufgetanen Korps Palatia Schutz fanden. Den Pfälzern haben u. a. Karl Vogt und der Dichter des „Datterich“, E. Niebergall, angehört. Die engen Beziehungen der burschenschaftlich gesinnten Teutonen und Pfälzer zu den Führern der demokratischen Partei, namentlich zu dem Busbacher Pfarrer Weidig, kamen durch Verrat zur Kenntnis der Behörden, worauf nun ein allgemeiner Sturm der Verfolgung über alle irgendwie politisch verdächtigen Angehörigen der Ludoviciana hereinbrach. So manches jungen Heißsporns Lebensglück wurde durch diese Verfolgungen zerstört; viele suchten ihr Heil in der Flucht nach der Schweiz und nach der neuen Welt. In grimmiger Stimmung sang man damals in Studentenkreisen:

Drei und dreißig Demagogen  
Haben's Relegat bezogen,  
Hundertfünfzig das Concil,  
Sage mir, ist das nicht viel?

Und noch bis in die sechziger Jahre kehrt in den Gießener Disziplinarstatuten die Verfehmung aller Mitglieder einer burschenschaftlichen Verbindung wieder.

Die Vernichtung der Burschenschaft genügte der Wachsamkeit der Behörden nicht. Die im Jahre 1835 veröffentlichten neuen Disziplinarstatuten, ein Werk des bekannten reaktionären Kanzlers und Ministerialrats v.

Linde, erklärten, ganz in der Weise der drakonischen Verbindungsverbote des 18. Jahrhunderts, dem gesamten studentischen Verbindungswesen den Krieg, und der Kanzler selbst setzte alles daran, unter Aufbietung der akademischen und staatlichen Polizei und durch schonungslose Strafen und Relegationen die letzten Reste der Korps gründlich auszurotten. Damit hatte er aber den Bogen doch allzu straff gespannt. Als eine Anzahl von Studenten wegen des Verdachtes der Zugehörigkeit zu Korpsverbindungen durch lang andauernde harte Karzerhaft zu Geständnissen gezwungen werden sollte, machte sich die leidenschaftliche Erregung der Studentenschaft am 25. Juli 1839 in einer regelrechten Revolution, dem bekannten Karzersturm der Gießener Korpsstudenten, und in der gewaltsamen Befreiung der Gefangenen Luft. v. Linde wollte die Teilnehmer an dem Putz unter die Anklage des bewaffneten Aufstandes stellen, begegnete aber dem entschlossenen Widerstande des akademischen Senates, der in einer nach Darmstadt gerichteten geharnischten Vorstellung die bisherige Unterdrückung der akademischen Freiheit schonungslos verurteilte. Auch die Regierung hatte sich mit der Zeit von der Unhaltbarkeit des alten Systems überzeugt, und so ist denn nun endlich mit dem Jahre 1840 das unverständige und unheilvolle Verbindungsverbot stillschweigend außer Kraft gesetzt und damit für eine neue und vielgestaltige Entwicklung des studentischen Verbindungswesens an der Ludoviciana freie Bahn geschaffen worden. Herman Haupt.



Aus einem Gießener Stammbuch von 1816.



## Klösterliches im Leben der Ludoviciana.

Als Philipp der Großmütige seine Marburger Universität gründete, gab er ihr zum Eigentum und in eigene Verwaltung die Güter einer Anzahl aufgehobener Klöster in Ober- und Niederhessen. Gießen, das neue Marburg, mußte ebenso versorgt werden, wenn nicht drückende Steuern um der Hochschule willen das darmstädtische Hessen dauernd belasten sollten. So war es eine der ersten Maßregeln, die Ludwig der neuen Hochschule zu



Der h. Antonius und sein „Kreuz“.  
Titelbild der Arnold'schen Rektorrede von 1726.

Liebe traf, daß er Grundbesitz und Gefälle der in seinem Gebietsanteil gelegenen oberhessischen Klöster der Marburger Universität absprach und der Gießener zuwies. Das waren damals die Einkünfte des Augustinerklosters in Alsfeld, des Antoniterhauses in Grünberg und der Augustinerinnenklöster in derselben Stadt und auf dem benachbarten Wirberg. Von diesen Einkünften sind die Grünberger und Wirberger bis ins 19. Jahrhundert hinein der Universität verblieben.

In dem Antoniterhaus zu Grünberg, das mit seinem hoch ummauerten Garten an und vor der nördlichen Stadtmauer lag und noch heute den Besucher Grünberg's durch seine stattlichen Stein- und Fachwerkbauten, durch zierliche Säulenkapitelle, geschnitzte Holzpfosten, Reliefe und Grabmäler überrascht, wohnte der Grünberger Universitätsvogt, der dem Deconomus der Universität unterstand, und derselbe Vogt verwaltete den Besitz des nahen Wirbergs. Dort oben hatte seit dem 12. Jahrhundert ein Kloster adliger Fräulein gestanden, das der Regel Augustins folgte; heute ist es verschwunden bis auf den Graben und Reste der Mauer, den gotischen Taufstein und den eine klare Quelle einfassenden Klosterkeller, von dem, der Sage nach, ein unterirdischer Gang nach Grünberg führte. Die Klosterkirche ist ersetzt durch eine schlichte, aber geräumige Kirche des 18. Jahrhunderts, die von wenigen Häusern umgeben, aus den Baumwipfeln in die Ebene hinablickt, wo die dort oben eingepfarrten Dörfer Göbelrod, Saasen, Bollnbach, Reinhardshain, Beltershain und Lunda in weitem Kreise sich um den Fuß des Berges lagern. Zu diesem Kirchenbau hat die Universität, als Patronin, gewiß ein gutes Teil beigesteuert; in ehernen Lettern erzählt davon die Glocke von 1788:

GEGOSSEN AVF KOSTEN DER VNIVERSITAET ZV GIessen  
ALS DIE PROFESSORES IVR · D · IAVP RECTOR  
D · KOCH CANZLAR VND D · MVSAEVS SYNDICVS  
SODAN L · OSWALD VNIV · OECONOMVS  
FERNER HOFFMANN OECONOMVS ZV GRÜNBERG  
BERNBECK PFARRER  
VND GREB SCHVLDIENER ZV WIRBERG

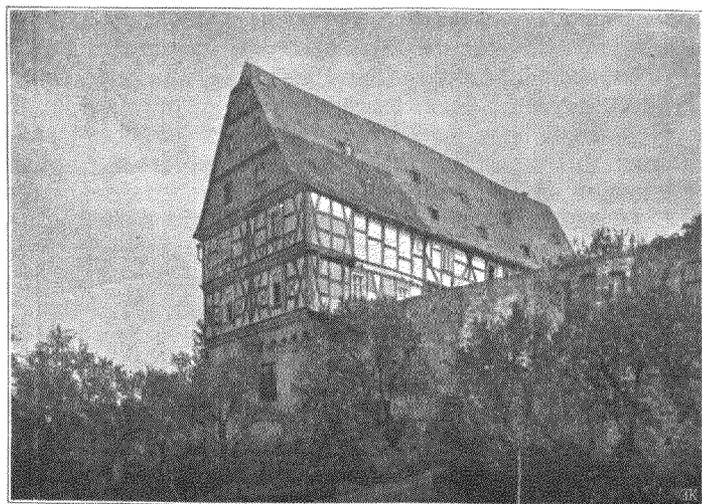
Und wir wissen von amtlichen Besuchen Gießener Professoren, die dem stillen, versteckten Wirberg, auf dem nur Pfarrer und Schuldiener (Lehrer) wohnten, ab und zu ein paar be-

wegte Tage brachten. Da wurden die Gäste aus der Stadt freundlich bewirtet, und bis tief in die Nacht blieb die vergnügte Tafelrunde beisammen. Einmal, berichtet Nebel in seinen Jocofo-Seria, war der Mediziner Baumer dabei, der ursprünglich Theologie studiert, auch schon als Landpfarrer amtiert, aber einer Brustkrankheit wegen seine Pfarre aufgegeben und das Studium der Medizin erwählt hatte. „Als der Ortspfarrer sagte, er müsse sich entfernen, um seine morgige Predigt zu studieren, rief Baumer: Bleiben Sie hier, ich werde predigen. Und wirklich erschien er am anderen Morgen beim Kirchengeläute, um die Kanzel zu betreten, und nur mit Mühe konnte man ihn davon abbringen.“

In Grünberg gab es ähnliche Gelegenheiten, nur wird die Verpflegung noch besser gewesen sein. Auch davon weiß Nebel zu berichten und nennt uns dabei alte Bekannte vom Wirberg: „In Grünberg wurde jedes Jahr kurz vor der Ernte der Zehnten von Seiten der Universität verliehen und am Ende ein Schmaus gegeben, zum letztenmal 1803, wobei der Deconomus zu Grünberg den Wirt machte und außer dem Rektor, Kanzler, Syndikus, Oberökonomus sämtliche Grünberger Honoratioren erschienen. Es wurde bei diesen Schmäusen tüchtig „reingesteckt“. Wenn man zu den Braten kam, pflegte Koch zu sagen: Schneiden Sie nicht an, ich glaube nicht, daß jemand davon essen wird.“

Die Bedienten pflegten dem Beispiel ihrer Herren zu folgen und sich mit Vorräten zu versehen. Musäus' Bedienter hatte in den beiden Steifstiefeln seines Herrn Weinflaschen verwahrt, ob mit oder ohne Ordre, läßt sich nicht bestimmen. Als der Wagen ausgepackt wurde, trug er, noch des genossenen Weines voll, die Stiefel im Triumph nach der Haustüre, aber unterst zu oberst. Sie fielen mit großem Geprassel und vor vielen Zuschauern auf die Straße.“

Aber das Grünberger Antoniterhaus hat der Ludoviciana bekanntlich noch etwas anderes gespendet als des Leibes Nahrung und Trank und klingende Münze: ihr „Wappen“ oder wenigstens das Symbol, das sie in ihrem Banner führt und auch für ihre Jahrhundertfeier zum Festzeichen erkoren hat, stammt von den alten „Sönjesbrüdern“. Das ist seltsam zugegangen und hat mit Ordnung und Regeln der Heraldik nichts zu tun. Der auf den heiligen Antonius, den Ein-



Vom Antoniterhaus in Grünberg.

siedler von Vienne — nicht den berühmteren von Padua — zurückgehende Orden hatte neben dem Eremitenglöckchen und dem mageren Schwein das T förmige Kreuz zum Symbol, und dieses ursprünglich geradlinige „Kreuz“ nahm in gotischer Zeit die elegantere Form an, die mehrfach variiert in Dürer's bekanntem Kupferstich, in dem herrlichen Grünwald'schen Antoniusbild und anderswo, zweimal auch in Stein gehauen am Grünberger Antoniterhaus vorkommt. Wie kam es nach Gießen und an die Ludoviciana? Einzig

und allein, wie es scheint, durch den geistreichen Einfalt eines Gießener Rector Magnificus. J. Conr. Arnoldi hielt 1726 eine Rede de parallelismo Antoniani ordinis et rectoralis Gissensis Dignitatis und gab dieser Rede, als er sie veröffentlichte, das Titelbild, das wir hier wiederholen. Also nichts von Uebertragung alter Würden Rechte, Abzeichen; nur ein ziemlich gesuchter Vergleich verbunden mit stets willkommener Altertümelei rückte dieses Symbol in den Gesichtskreis der modernen Institution. Die erste offizielle Verwendung folgte sehr bald. Bei der Beerdigung des 1736 als Rector verstorbenen Verdries brauchte man Universitäts- und Fakultätswappen; gewann man diese einfach durch Vergrößerung der Siegel, so mußte man jenes, da das Universitätsiegel den Kopf des Stifters enthielt, neu erfinden: so trug man denn einen Wappenschild mit dem durch Arnoldi soeben zu Ehren gebrachten Antoniterkreuz dem Leichenwagen voraus.

Ueber Arnoldi hinaus hat sich dieses mön-



chische Universitätsymbol nicht verfolgen lassen. Um so erfreulicher ist es, daß er es wenigstens in authentischer Form beibrachte. Das hier in einen Kreis eingeschlossene Antoniterkreuz, das sich von dem auf dem Stab des Heiligen durch kräftigeren Bau unterscheidet, stammt nicht nur aus Grünberg, sondern stellt ein wirklich getragenes Abzeichen eines Antoniterherren dar, ist also vor 1527 entstanden. In Silber ausgeführt, das Kreuz mit blauem Email gefüllt, prangte es einst auf einer schwarzen Kutte. Dieses echte „Kreuz“ zeichnet sich zugleich durch gefällige Form und Verhältnisse aus. Weder zu zierlich wie das Grünwald'sche noch gedrückt, wie das Dürersche oder das auf der Medaille des Gießener philologischen Seminars von 1812, die wir hier abbilden, und der Universitätsfahne von 1896, verdient es, unverbrieft wie es ist, gleichwohl aber ein bereites Zeugnis des Ursprungs unserer Ludoviciana, auch künftig in Geltung zu bleiben.

Sauer.

## Gießener Professoren.

### Balthasar Menzer.

Es gab vier Gelehrte dieses Namens, Vater, Sohn, Enkel und Urenkel, und drei von ihnen haben an unserer Universität gewirkt. Es gab aber nur einen Balthasar Menzer, von dem man noch heute redet, weil er, der Älteste der Vier, zu den geistigen Ahnherren unserer Alma Mater zählt und ihren Ruhm hat gründen helfen.

Zu Allendorf a. d. Werra, dem kleinen Soolbad, ward er als der Sohn des Brunnenmeisters an der Saline am 27. Februar 1565 geboren. Wir sind in der Zeit, da Luthertum und Calvinismus im heftigsten Bruderkampf einander gegenüberstehen. Dieser konfessionelle Gegensatz ist Menzern eingepflanzt worden; er beherrscht ihn mehr noch als der Gegensatz zum Papiismus. Aus seinem unbeugsamen Luthertum entnahm er, der seit 1596 als Professor in Marburg wirkte, nachdem er 7 Jahre lang das Pfarramt im oberhessischen Rirtorf wacker verwaltet hatte, die Pflicht zum Widerstande gegen den Landesherrn, als Landgraf Moriz der Gelehrte 1605 den Marburgern sein reformiertes Bekenntnis aufdringen wollte. Er war die Seele dieses Widerstandes und wurde, trotzdem er äußerlich hinter dem weit älteren Johann Winkelmann, dem ersten Gießener Rektor zurücktrat, der treibende Geist der neuen gelehrten Schule, die Landgraf Ludwig, dem Vetter zum Trost, in Gießen errichtete.

Menzer ist Gießen treu geblieben und hat Rufe nach auswärtig mehrmals abgeschlagen. Daran hat er recht getan, denn er hatte sich bald eine außerordentlich einflussreiche Stellung gesichert, die anderswo neu zu erobern ihm wohl nicht so leicht gefallen wäre. Das Vertrauen des Landgrafen, der ihm persönliche Freundschaft entgegenbrachte, hob ihn weit über seine Kollegen hinaus, trug ihm aber auch ein wohlgerichtetes Maß von Neid und Anfechtung ein. Einem so rücksichtslos der eigenen Ueberzeugung folgenden und den Widerspruch verachtenden Manne konnte es an Gegnern nicht fehlen, zumal wenn er sich auf Schwächen ertappen ließ. Und eine solche war es doch, wenn er alle Hebel in Bewegung setzte, um seinem Schwiegersohn Justus Feuerborn, übrigens keinem unbedeutenden Manne, zur Professur zu verhelfen. Er hat einmal gesagt, Anzüglichkeiten und Schmähungen achte er so wenig wie Rabengekrächze.

Mit seinem mächtigen Willen drückte er auf seine theo-

logischen Kollegen und kam mit ihnen fortgesetzt in Konflikte, die dann zu geringer Erbauung der anderen Fakultäten im Senate ausgefochten und mehrmals bis vor den Landesherrn gebracht wurden. Theologische Hahnenkämpfe, würden wir jetzt sagen; damals prägte ein Jesuit dafür den Ausdruck: lutherischer Katzenkrieg. Und gewiß handelt es sich dabei um Streitigkeiten, denen in den Einzelheiten zu folgen heutzutage selbst einem in der Geschichte des christlichen Dogmas wohlgeschulten Gelehrten schwer fällt. Aber zu Menzers Zeiten war für die Frage, ob Christus während seines irdischen Lebens sich seiner göttlichen Majestät entäußert oder ob er sie nur verhüllt habe, noch ein weithin tönender Resonanzboden vorhanden, und die Rufer im Streit wurden überall gehört. Menzer kämpfte in der vordersten Reihe. Von der Gewißheit durchdrungen, daß er Recht habe, konnte er doch sagen: „Ich will nicht singularis sein, ich will mich weisen, lehren, leiten und führen lassen, wie es Gott wohlgefällig, der Wahrheit erspriesslich und der Kirche erbaulich sein werde.“ Seinen Gegnern erweckte sein Auftreten freilich nicht den Eindruck sonderlicher Fügsamkeit.



Balthasar Menzer.

Landgraf Ludwig waren die ewigen Zänkereien höchst verdrießlich, und er hat mit seinen Restriptionen kräftig dreingeschlagen. Aber er konnte Menzer nicht entbehren. Der kluge, weitblickende und tatkräftige Professor, in dem die Gaben des Gelehrten und des Mannes der Verwaltung sich die Wage hielten, hat sich große Verdienste um die Universität, insbesondere ihr Stipendienwesen, überhaupt aber um den Unterricht in höheren und niederen Schulen erworben. Bis zuletzt, auch noch nach der Verlegung der Universität nach Marburg (1625), ist er tätig gewesen. Die Uebersiedelung hat er, der, schon seit Jahren gichtkrank, oft vom Bett aus seine Befehle erteilen mußte, nicht lange überlebt. Am 5. (nicht 6.) Januar 1627 ist er entschlafen. Landgraf Ludwig war ihm vorangegangen. Landgraf Georg gedachte seiner Verdienste in einem sehr warm gehaltenen Beileidschreiben an die Familie. Was er der Universität gewesen, das brachte der Superintendent Herdenius in einer stundenlangen Leichenrede, wie sie jene Zeit vertragen konnte, zum Ausdruck. Man hat ihn eher gefürchtet als geliebt, aber man wußte, was man an ihm hatte, und weiß es noch heute.

G. Krüger.

## Gottfried Arnold.

Das Jahrhundert der Orthodorie war vorüber. Im Jahre 1697 entsetzte Landgraf Ernst Ludwig zwei Gießener Professoren, darunter den Mathematiker Balthasar Menzer, den Enkel des Theologen, ihres Amtes, weil sie sich der von oben betriebenen Begünstigung des Pietismus an der Universität widersetzt hatten. Pietisten: das waren fromme Laien und Theologen, die vornehmlich von Philipp Jakob Spener (in Frankfurt, später in Dresden und Berlin) angeregt, gegenüber der im Dogmatismus erstarrenden lutherischen Rechtgläubigkeit das Erweckliche und Erbauliche in Religion und Theologie zur Geltung bringen wollten und dabei auch dem bisherigen Unterrichtsbetrieb an den Fakultäten den Krieg ansagten. Einer der beiden Männer, die jene abgesetzten Gießener Professoren ersetzen sollten, war ein Pietist absonderlicher Art, einer von denen, die sich selbst und jeden anderen auf seine Herzensfrömmigkeit ansehen, denen diese „Welt“ mit all ihrem Guten und minder Guten nur als das Reich des Versuchers, wenn nicht des Bösen erscheint, ein frommer Einspänner, jenem Sektenbischof vergleichbar, dem einst Kaiser Konstantin der Große zugerufen hatte: Leg eine Leiter an und steig' allein in den Himmel.

Gottfried Arnold war aber nicht nur ein frommer, er war auch ein gelehrter Mann. Als er, noch nicht 31 Jahre alt — er war am 5. September 1666 geboren —, nach Gießen kam, war sein Ruf schon fest gegründet. 1696 hatte er einen dicken Folioband veröffentlicht, der den Titel trug: „Die erste Liebe der Gemeinen Jesu Christi, das ist wahre Abbildung der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben.“ Also eine Art „Geschichte des apostolischen Zeitalters“, ein gelehrtes, aber noch mehr ein erbauliches, recht eigentlich ein pietistisches Buch. Der Verfasser wollte der verderbten Christenheit seiner Zeit die Urgemeinde als Spiegelbild vorhalten. Sein Werk machte Aufsehen und wurde überall gelesen; es hat trotz seiner 1000 großen Seiten fünf Auflagen erlebt. Es hat auch die Maßgebenden in Darmstadt für Arnold gewonnen, der von der Fakultät nicht vorgeschlagen war, sondern ihr aufgedrängt wurde.

Uebrigens wurde Arnold nicht in die theologische, sondern in die philosophische Fakultät berufen. Obwohl er von Haus aus Theologe war, hatte er sich aus Gewissensbedenken nicht entschließen können, in der verfallenen Kirche ein Amt zu übernehmen. Er wurde Professor der Geschichte, nicht etwa der Kirchengeschichte, für die es damals eine besondere Vertretung nur an einigen wenigen Universitäten gab. Allerdings ist er der wissenschaftlichen Welt nur als Kirchenhistoriker bekannt geblieben. Und als solcher hat er Bahnbrechendes geleistet. In seinem epochemachenden Werk, der: „Unpartheyischen Kirchen- und Rezerhistorie“, hat er sich nichts Geringeres zum Ziel gesetzt als die ganze bisherige Geschichtsbetrachtung umzuwerfen. Bisher hatte man die Geschichte des Christentums entweder unter dem katholisch-kirchlichen oder unter dem protestantisch-orthodoxen Gesichtspunkt betrachtet. Arnold stellte beiden den pietistischen entgegen. In der verwelt-

lichten Kirche, der katholischen wie der protestantischen, sah er nur Finsternis, Licht aber nur bei denen, die die kirchliche Geschichtschreibung verdammt, bei den Rehern. Und er hat viele feine und richtige, durchschlagende und nie wieder vergessene Beobachtungen gemacht. Aber er versiel ins andere Extrem. Er sah nur Licht, wo doch auch viel Schatten war, und er spürte nur den Teufel, wo doch auch Engel am Werke waren.

Als Arnold seine Kirchen- und Rezerhistorie veröffentlichte (1699 und 1700, 4 Bde.), war er nicht mehr in Gießen. Aber gerade in Gießen hat er daran gearbeitet. Die erste Vorrede des Werkes ist aus Gießen datiert. Im übrigen weiß man von dem, was Arnold bei uns getrieben hat, sehr wenig. Nicht einmal, welche Vorlesungen er gehalten hat, denn die Verzeichnisse sind gerade für diese Zeit verloren gegangen. Er hat eine sehr lehrreiche lateinische Antrittsvorlesung „Ueber den Verfall des Studiums der Geschichte“ gehalten. Darin lesen wir den schönen und richtigen Satz: „Die Geschichte soll uns durch Enthüllung der Wahrheit von Verwirrungen befreien und für die Zukunft tüchtig machen.“ Leider steht auch hier seine pietistische Auffassung der Welt und ihrer natürlichen Auswirkungen einer richtigen Abschätzung der Vergangenheit hindernd im Wege. Sein Pietismus aber verleidete ihm sehr bald seine Wirksamkeit überhaupt. Das ganze Leben an der Universität, das vielfach kleinliche Treiben, die professorale Titelfucht und der akademische Dünkel wurden ihm zum Eckel; er sah auch hier nur die Auswüchse und hatte den Humor nicht, sich mit ihnen um des Guten willen abzufinden. So verließ er Gießen schon nach zwei Semestern und ging nach Quedlinburg zurück, wo er zuvor Hauslehrer gewesen war und nunmehr als Einsiedler seinen wunderlichen Ideen fröhnte. Zum Glück hat er sich bald eines besseren besonnen: er hat geheiratet, wurde sogar Hofprediger und



Gottfried Arnold.

hat später noch Pfarrstellen an zwei Gemeinden segensreich verwaltet, bis er am 30. Mai 1714 starb.

Noch Goethe hat von der Arnold'schen Kirchengeschichte als einem „wichtigen Buche“ geredet, durch das er als junger Mensch einen „großen Einfluß“ erfuhr und das ihm mit zur Bildung seiner eigenen Religion verhalf. Und es bleibt wahr: Arnold vertrat trotz allem, was an ihm unsere Kritik herausfordert, den Fortschritt; war er doch der Lehrer Johann Konrad Dippels, des „Freigeistes aus dem Pietismus“, und erscheint er doch in seinen wissenschaftlichen Fragestellungen als eigenartiger Verwandter der großen Geister, die die Aufklärung bringen. Bedürfte es dafür noch weiter Zeugnis, so wäre es dies: Arnold hat als der Erste ein großes, auf umfassenden gelehrten Studien beruhendes Geschichtswerk in deutscher Sprache veröffentlicht, was selbst Pufendorf nicht gewagt hatte, neben dem Thomastius und unser Arnold mit Ehren genannt werden darf. Auch er war ein Bannerträger im Kampf wider den Zopf, den heute noch mancher so gerne trägt, wenn auch die Gelegenheiten immer seltener werden, bei denen er ihn zur Schau stellen darf. G. Krüger.



## Karl August Credner.

Unter allen Dozenten, welche im Laufe des 19. Jahrhunderts an der Universität Gießen gewirkt haben, hat Karl August Credner (1797—1857) Anspruch auf einen der ersten Ehrenplätze. Als Forscher und Schriftsteller, als akademischer Lehrer, als Reformator der Ordnungen und Einrichtungen der Universität, als Verfechter der akademischen Lehr- und Lernfreiheit hat er über das gewöhnliche Maß Hinausgehendes geleistet.

Mit eindringendem Geiste, nach einer streng geschichtlichen Untersuchungsmethode, die er sich schon früh, auch durch eingehende Beschäftigung mit Naturwissenschaft angeeignet hatte, bearbeitete er besonders die Probleme der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft. Er hat sich durch keinerlei philosophisches Vorurteil oder kritische Voreingenommenheit den Blick trüben lassen für die mannigfachen Gestaltungen der geschichtlichen Vergangenheit. In Bezug auf Entstehung und Aechtheit der neutestamentlichen Schriften ist er im Vergleich zu der Kritik der Tübinger Theologen zu relativ positiven Ergebnissen gelangt. Zugleich hat er in die verwickelten Fragen, die mit der ältesten Evangelienliteratur zusammenhängen, tiefere Einblicke getan als seine Zeitgenossen.

Dem schlaffen, handwerksmäßig betriebenen Unterricht an der theologischen Fakultät hat er neues Leben und Kraft eingebläht, in den zahlreichen Zuhörern andauernde Begeisterung erweckt, sodaß viele von ihnen noch in den späteren bösen Jahren, als die Welt Credner den Rückenkehrte, ihm öffentlich ihre Anhänglichkeit und Hochachtung bezeugten. Seinen ernstesten Willen, die Hebung der Universität zu verfolgen, und zugleich sein eminentes Geschick in der Lösung praktischer Aufgaben zeigten seine unausgesetzten Bemühungen, die akademischen Einrichtungen zu reorganisieren oder auszubauen. Genannt mögen werden unter anderem die Bibliothek, der Seminarunterricht, das Institut der Privatdozenten und der außerordentlichen Professoren und innerhalb seiner eigenen Fakultät insbesondere der Vorlesungsbetrieb und das Prüfungswesen. Kein Opfer an Zeit und Arbeit hat er in der Verfolgung seiner Verbesserungspläne gescheut. Seine Auffassung von dem Wesen einer Hochschule und den Pflichten eines Hochschullehrers haben ihn in eine langjährige Kontroverse mit dem katholischen Geh. Staatsrat und Kanzler der Universität v. Linde verwickelt. Unablässig bekämpfte er die geheimen Katholisierungsversuche der Regierung, welche darauf ausgingen, die Rechte der Ludoviciana zu beschränken und aus ihr eine bloße Erziehungsanstalt zu machen. Neid und Unverständnis der Kollegen bewirkten, daß er in diesem Ringen gegen den übermächtigen Kanzler fast isoliert dastand.



Karl August Credner.

Ueber die akademischen Schranken hinaus hat Credner einen nicht geringen Einfluß auf die hessische Kirche und in den letzten Jahren auch auf das politische Leben Hessens ausgeübt. Es war aber das Verhängnis seines Lebens, daß seine von echt liberaler Gesinnung getragene, fast 25jährige Wirksamkeit in Gießen zeitlich zusammenfiel nicht nur mit den politischen Restaurationsbestrebungen der Regierung, sondern auch mit dem demokratischen Radikalismus, wie er in dem Revolutionsjahr 1848 zum offenen Ausbruch kam. Credner konnte auch dem letzteren nicht unbedingt beipflichten. Seinem geschichtlichen Denken entsprechend suchte er für Ausbildung des kirchlichen und politischen Lebens Anschluß an die Tradition, die er in freihetlichem Sinne weiterführen wollte. Es ist zum guten Teil aus solchen praktischen Rücksichten zu verstehen, daß er sich so tief auf die alte Kanongeschichte einließ, weil er an der Hand der altkirchlichen Entwicklung selbst zeigen wollte, daß man sich nicht von falsch verstandenem Schriftprinzip und einem darauf gegründeten Dogmatismus aus gegen die berechtigten Forderungen der Zeit stemmen dürfe. Auch seine verdienstvolle neue Ausgabe von Philipps des Großmütigen Hessischer Kirchenreformationsordnung (1852) hatte den Zweck, die Notwendigkeit und Berechtigung religiöser und kirchlicher Freiheit nachzuweisen. Doch gerade diese historische Fundamentierung des Liberalismus war den Gegnern viel unbequemer und gefährlicher als die Luftstriebe der radikalen Heißsporne, und so war auch die Mäßigung des gelehrten Theologen nicht dazu angetan, sie zu versöhnen.

Als es dann offenkundig wurde, daß die Behörden den gefürchteten Kämpfen preisgegeben hatten, da trat auch die Feindschaft der kirchlichen Konservativen offener hervor und verdüsterte den Lebensabend des schon durch Krankheit geschwächten Mannes.

Man hat gesagt, daß die Vernunft keine Märtyrer habe. Vielleicht trifft das insofern zu, als ihre Opfer nicht mehr in Feuer und Rauch aufgehen. Aber Märtyrer sind auch diejenigen, die im Kampf um Recht und Wahrheit eines langsamen Todes starben, ohne die Verwirklichung ihrer Ideale zu schauen. Zu ihnen gehört auch Credner. Nachträgliche Anerkennung ist ihm zuteil geworden, insofern die Gießener Theologische Fakultät seinen hundertsten Geburtstag durch einen feierlichen Akt in Gegenwart des Lehrkörpers, der Stadtbehörden und seiner Familienangehörigen begangen hat und ihm zu Ehren eine Gedenktafel an seiner alten Wohnung angebracht wurde. Eine wohlthätige Stiftung zu Gunsten der Dozentenwitwen hat bei der Gelegenheit sein Sohn, der Leipziger Verlagsbuchhändler Hermann Credner, in hochherziger Weise ins Leben gerufen.

W. Baldensperger.

## Aus Rebel's Jocofo-Seria.

### Die Ochsen auf dem Trieb.

Höpfner las über die Pandekten mit Beifall und vor einem stark besuchten Auditorium. Einst fand er bei seinem Auftreten auf dem Katheder den Hörsaal auffallend leer: es waren die Röhre im Frühjahr zum erstenmal hinausgetrieben worden und die Stiergefechte ergötzten die Zuschauer. Er begann: Ich sehe heute die Bänke leer, was mag wohl die Ursache sein? Ja so, es fällt mir bei, die Ochsen sind auf dem Trieb.

### Der Schreibpult.

Der ältere Sendenberg, welcher als Reichshofrat nach Wien berufen wurde, referierte einst in der Sitzung jenes Kollegiums und

sah sich plötzlich genötigt, einzuhalten, weil der Bogen, von welchem er las, lauter in der Mitte abgebrochene Zeilen hatte. Nach kurzem Besinnen schickte er in sein Arbeitszimmer und ließ den Schreibpult aus demselben herbeibringen. Nun fanden sich die abgebrochenen Zeilen auf demselben ergänzt.

### Feuer im Haus.

Einst entstand Feuer in Sendenberg's Haus, der Bediente stürzte in sein Zimmer, um es zu melden. Sendenberg antwortete mit völliger Ruhe: Gehet und meldet es meiner Frau, Ihr wißt, daß ich mich um Haushaltungsfachen nicht kümmere.

## Aus den Akten des Gießener Tanzstreits.



Die philosophische Fakultät der hessendarmstädtischen Landesuniversität stand während des ganzen 17. Jahrhunderts auf dem Standpunkt, daß das Tanzen eine höchst bedenkliche Tätigkeit sei und auf alle Fälle von einem „ehrbaren Studio“ gemieden werden müsse. Einer ihr Hauptvertreter, der Professor der Ethik Johannes Weiß, ließ sogar einmal eine unter seinem Präsidium von dem Studenten Johann Melchior Tonsor von Ulfa gehaltene Disputation bei Karger in Gießen im Druck erscheinen, in der unter Anführung einer „Wolke von Zeugen aus der Vorzeit“ wissenschaftlich nachgewiesen war, daß „die heut übliche Tanzart“ ein Satansschauspiel darstelle, „einen Circulus, dessen Zentrum der Teufel sei“. Dementsprechend wurde auch gehandelt: der Gießener Student tanzte in der Regel nicht.

Gegen Ende des Jahrhunderts wurde dies anders. Es mehrten sich die Stimmen, die „die künstliche Leibesbewegung des Tanzens“ „zur Ergötzung und Rekreation nach mühsamen Geschäften“ für dienlich, zulässig und sogar ratsam erklärten, und bald mehrte sich auch die Zahl der Studenten, die, von Tanzmeistern dazu in den Stand gesetzt, diesen Grundsätzen entsprechend praktisch handelten. Auch der wissenschaftliche Beweis, daß die „moderne Ansicht vom Tanzen“ richtiger sei als die alte, blieb nicht aus. Er wurde im Jahr 1700 von dem Studenten der Theologie M. Johann Nikolaus Frey von Darmstadt in einer Dissertation (de nullitate actionum hominis indifferentium) geführt, mit der der Verfasser sich das Recht, Collegia zu eröffnen, erwerben wollte. Selbstverständlich blieb Freys Position nicht unangefochten. Es erhob sich ein harter Kampf, der zuerst zwischen dem damals 20jährigen Studiosus und seinem Präses, dem pietistischen Professor Johann Christian Lange, persönlich geführt, dann durch Frey an den Hof gebracht und von dort aus trotz einer ausführlichen Gegenschrift Langes dahin entschieden wurde, daß Frey die Licentia aperiendi collegia auch ohne vorausgegangene Inauguraldisputation zugesprochen erhielt. Damit war der Streit für Frey erledigt. Er ist für das Tanzen nie wieder in einer späteren Schrift eingetreten, und daß er seinen Grundsätzen entsprechend praktisch handelte, daran hinderten ihn die Stellungen, die er später (1704—1706 als Feldprediger, 1706—1716 als Hofdiakon, 1716—1727 als Stadtprediger in Darmstadt) einnahm. Sein Gegner Lange hat die Sache nicht so schnell verwunden; noch 1704 ließ er eine Schrift gegen das Tanzen erscheinen, die betitelt ist: „Vernunftmäßiges, bescheidenes und unparteyisches Bedenken über die durch mancherley öffentliche Schriften und anderweitig zum öfteren angeregte Streitigkeit vom Tanzen, in welchem hauptsächlich auf das bey der heutigen galanten Welt höchstbeliebte, manierliche und kunstmäßige Tanzen reflectiert und nach wohlgeprüften Gründen gesunder Vernunft untersucht wird, was Weisheit- und Tugendliebende Persohnen mit Grunde davon halten können.“

Soviel vom äußeren Verlauf des Tanzstreites, über den etwa 20 Aktenstücke im Haus- und Staatsarchiv und der Universitätsregistratur vorliegen. Wir schließen daran einige Einzelheiten aus den Schriften der beiden feindlichen Brüder, die uns zeigen, wie im Jahr 1700 die Vertreter der Philosophie in Gießen über das Tanzen dachten, und für welche Gedanken die damalige fortschrittlich gerichtete akademische Jugend eintrat.

Professor Lange ist der Ansicht, daß alle Gründe, die

die Verfechter des Tanzens vorbringen, nicht stichhaltig sind. Sie erklären den Tanz für berechtigt, weil „diese nach Proportion der Radenzen eines gewissen musikalischen Tons künstlich figurirte Bewegung des Leibes“, teils zur Uebung leiblicher Geschicklichkeit diene, teils Ergötzung und Rekreation nach vollbrachten andern beschwerlichen Geschäften schaffe, teils der Gewohnheit des Landes durch ziviles Copotement ein Genügen tue. Den ersten dieser drei Gründe hält Lange ohne weiteres für hinfällig. Die Geschicklichkeit und Zierde des Leibes muß vernünftig sein. Das ist aber das Tanzen nicht, denn seine Kunst erlernt man nur dadurch, daß man „sich wie ein unvernünftiges Tier, nach Art der Hunde, Affen oder Bären zur Angewöhnung allerley äußerlicher Geberden von den Tanzmeister tractieren und formieren läset“. Ebenso ist der Grund nicht stichhaltig, der den Tänzern besonders „recreierende Kraft“ zuschreibt, und sie deshalb für notwendig hält. Die Kraft der Rekreation ist bei den Tänzern sehr gering, außerdem gibt es viel bessere, edlere und vernünftigere Rekreativsmittel als das Tanzen. Wenn die hessische Kirchenordnung Hochzeitstänze in bestimmten Grenzen zuläßt, so tut sie es um des Volkes willen, dessen „ungebrochenes Wesen“ noch immer solche Mittel braucht, von denen Gebildete sich von selbst abwenden müssen. Die meisten Menschen, so meint Lange, sehen dies auch ein, sie tanzen aber trotzdem, „weil der vermeynte Ruhm eines Galanthomme sie gefangen hält.“ Eine solche Anschauung ist aber verwerflich; man kann und soll der Leute Gunst und Reputation auf andere Weise zu erlangen suchen. Es ist dies um so nötiger als das Tanzen „gemeiniglich mit gefährlichen höchstbedenklichen Umständen verknüpft ist, als da sind Zerstreung des Gemüthes, Reizes zu böser Luft, Selbstgefälligkeit und eitler Ostentation, unnützer Pracht und Verschwendung der edlen Zeit und viele Unkosten“ und jeder, der an dem Tanzen teilnimmt, damit indirekt alle diese Dinge, an denen noch die Welt zu Grund gehen wird, fördern hilft. Ein vernünftiger Mensch, der christliche Grundsätze vertritt, kann demnach „dieser eitelen, gaucklerischen, unnützen, höchst unanständigen Gefsticulation des Weltgeistes, für deren Begründung höchstens eine weltpolitische Raison, in lege consuetudinis fundiert, übrig bleibt“, nur den Rücken kehren und „den Unverstand der hitzigen Jugend“ bedauern, der Frey zu seinen Leitfäden für das Tanzen veranlaßt hat.

Diesen Gedanken Langes gegenüber, die im 18. Jahrhundert die Herrschaft behielten, stellte sich Frey als moderner Mensch auf den Standpunkt, daß das Tanzen zwar „keine an sich geistliche, wohl aber mit einem geistlichen Menschen vereinbarte Handlung sei“ (actio non in se spiritualis sed cum spiritali homine consistibilis), und ging sogar so weit, daß er den Satz prägte, den die philosophische Fakultät als „dogma impium et in Deum injurium“ ansah: „es könne von Christen getanzt werden, zu Gottes Ehre.“

Die Folgezeit hat Frey recht gegeben. Die tanzende Studentenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts ist trotz des Tanzens nicht so schlecht als die nichttanzende des 18. Jahrhunderts. Das zeigt für die zweite Hälfte des Jahrhunderts ein Bild in Lauchhards Schriften, für die erste Hälfte aber und namentlich für die Zeit, in die Freys Arbeit fällt, ein Blick in „die Commandier- und Musterliste des 18 blichen Corps der Gießener Jungfern“, die das Staatsarchiv unter der Bezeichnung „Mädchenpassquille“ aufbewahrt, und die zeigt, daß es in sittlicher Beziehung doch heute besser ausfieht, als in der Zeit des Pietismus.

Wilhelm Diehl.



# Gießen in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Von Dr. Christian Röse.

(Schluß.)

Unbeschadet alles ernstes wissenschaftlichen Strebens hat auch damals unter der Gießener Studentenschaft ein heiterer Jugendmut und harmlose Lebensfreude, die ja wohl einmal über die Stränge schlagen mochten, geherrscht. Gießen war damals noch in ganz anderem Sinne, als jetzt, Landesuniversität, d. h. die Hessen brachten ihre ganze Studienzeit in Gießen zu, höchstens, daß einer oder der andere einmal auf ein oder zwei Semester nach Heidelberg ging. Nicht-Hessen studierten hier verhältnismäßig nur wenige. Da mußte denn das längere Zusammenleben in der kleinen Stadt und die Stammesgemeinschaft zwischen Studenten und Philistern jenes gemütliche Verhältnis erzeugen, das sich nicht unwesentlich von dem norddeutsch steiferen Ton in der Nachbarhochschule „Strumpbach“\*) unterschied. Und wenn eine stattliche Anzahl der flottesten Musensöhne Töchter aus den guten, alten Bürgerfamilien heimgeführt hat, so entsprach das ganz der lebhaften Teilnahme, die die Gießener Bevölkerung ihrerseits dem Tun und Treiben ihrer jugendlichen akademischen Mitbürger entgegenbrachte. Besonders interessierte sich das Philisterium für die Gießener Fechtkunst; es war damals etwas Gewöhnliches, daß unter der Korona bei den Mensuren sich zahlreiche Bürger befanden. Stand doch die stets berühmte Gießener Fechtkunst in den 60er und 70er Jahren in ihrer höchsten Blüte; nicht wenig hatte dazu der damalige Universitätsfechtmeister Heinrich Roese beigetragen, „vielleicht der berühmteste Fechtlehrer aller deutschen Hochschulen“ (Dr. Pluto, Burschenschaftlichkeit, S. 43). „Die Fechtstunden bei dem tüchtigen Mann gehören zu den schönsten Erinnerungen der Gießener Studenten. Mit köstlichem Humor wußte der joviale alte Herr, der stets selbst bandagiert war und mit jedem Einzelnen schlug, die Pausen auszufüllen. Wer erinnerte sich nicht seiner „versimpelten“ Geschichten, seines Indianertanzes u. v. a.!“ Gepaukt ward damals sehr viel. Damit die Mensuren nicht beständigen Störungen durch die „Schnurren“ ausgesetzt seien, war in der Regel mit diesen Ehrenmännern ein Abkommen getroffen, nach dem ihnen in jedem Semester zwei Mensuren zum Abfassen preisgegeben wurden, wofür sie sich aber von den übrigen fernzuhalten hatten. Sündigten sie gegen diesen Pakt, so wurde ihnen der Brotkorb höher gehängt: sie bekamen ein ganzes Semester lang überhaupt nichts abzufassen, indem man zum Hauptplatz mit der Eisenbahn fuhr und das Ziel der Fahrt erst am Bahnhof bekannt machte. Der Universitätsrichter hatte, wie man sich denken kann, keine sehr dankbare Stellung, man mußte denn das Protokollieren von Erzeugnissen einer lebhaften Erfindungsgabe für ein besonderes Vergnügen halten. Als im Jahre 1872 die Universität Straßburg neu begründet worden war, verbreiteten Späßvögel die Nachricht, unser Universitätsrichter sei in gleicher Eigenschaft dorthin berufen worden. Sie ruhten auch nicht eher, als bis der Pedell Ruckelshausen die Sache für baren Ernst nahm und sich aufmachte, um seinem Vorgesetzten zu gratulieren. Der soll ihm aber einen schönen Empfang bereitet haben!

Die verschiedenen Gruppen studentischer Korporationen lebten untereinander in grimmer Fehde, und es war unmöglich, für irgend eine gemeinsame Veranstaltung, z. B. für einen Fackelzug, eine Einigung unter ihnen zustande zu bringen. Die 1879 begonnenen Versuche der Rektoren, hierin Wandel zu schaffen, haben, nach mancherlei Zwischen-

fällen, erst in den neunziger Jahren zu einem dauernden Ergebnis geführt.

Wenn es also mit der äußeren Einigkeit der Studentenschaft nicht sonderlich bestellt war, so herrschte doch Einmütigkeit in der Würdigung von Gambinus-Gaben. Das Gießener Bier war früher sehr schlecht gewesen, damals braute man aber einen sehr trinkbaren, bekömmlichen Stoff. In der Nähe des Bahnhofs lag die besonders von Medizinern stark besuchte Wirtschaft „Vater Lenz“. Auf ihr existierte die Charade „oben platt und unten platt und in der Mitt' ein Bauch“. Sein drittes Wort war „oder aber“. Als er einst entdeckte, daß ein Gast am Wirtstisch geschnitz hat, legte er am nächsten Tage ein Stück Holz neben dessen Teller mit den Worten: „Wenn sie schnitzen wollen, schnitzen Sie oder aber an diesem Holze.“ Auf dem Seltersweg lag die Gastwirtschaft von Sannchen Busch, wo sich die Hefenkneipe befand. Auf dieser erschien von Zeit zu Zeit als Gast le cruel capitaine oder le capitaine noir, der hünenhafte Hauptmann B., ein geradezu unheimlich trinkfester Herr, der, wenn er die ganze Nacht hindurch bierehrlich Bescheid getan, am Morgen, als wäre nichts geschehen, aufstand, sich zu Hause wusch und dann sein Pferd bestieg, um zum Felddienst zu reiten. Die zwei berühmtesten Wirtschaftslokale Gießens aber waren „s Loze“ auf dem Seltersweg und „der Andres Weidig“ in der Sonnenstraße, jenes Erkneipe der Korps, dieses der Burschenschaften. In beiden Lokalen war der Verzicht auf schönen Komfort derart auf die Spitze getrieben, daß in „s Loze“ sogar „die Schwefelhölzer fehlten“; auch gab es keine Kellner, sondern die Wirte walteten, in blauen, gestreiften Kitteln, persönlich des Schenkamtes. Ja, wenn der jüngere der beiden Brüder Loz, „Schorsch“, einmal zu bequem war, dann gab er die Parole aus „zappe Se sich selbst!“, und „tagierte“ dann am nächsten Morgen die Zeche eines Jeden nach dessen individueller Bierkapazität. Das war natürlich nur möglich, weil in „s Loze“ ein ständiges, engumgrenztes Stammepublikum verkehrte. Im größeren Vorderzimmer die Korpsstudenten und die Philister vom Lügentsch: Karl und Raspar Huhn, der Tippo Sahib, der Wiener, der Palmer, die Ranon', der Garten-Wenzel u. a. Daneben abends noch „die zwölf Apostel“ (z. B. der Meo Peo, der Burggämünder Scholtheß u. a.). Im kleineren Hinterzimmer, dem „Mandarinenkasten“, sah man alte Herren der Korps: Richter, Aerzte, Lehrer, auch wohl einmal einen Universitätsprofessor oder Offizier. Da herrschte denn oft ein fröhliches, ungezwungenes Treiben, und gar manche gelungenen Streiche wurden, besonders beim Frühschoppen und auf Faschnacht, verübt. Der alte „Andres Weidig“, so benannt nach seinem Besitzer, den sein Sohn Karl und dessen Gattin, die Frau Andrea, unterstützten, war ein schmales, bandwurmartig langes Lokal. Vor, nach der Straße zu, waren die Plätze der Burschenschaftler, daran reiheten sich Tische für Bürger und Beamten, darunter, neben dem Büffet, der sogenannte „nationalliberale Tisch“. Im Hintergrunde der Offizierstisch. Den Höhepunkt erreichte das Leben im „Andres“ im März, wenn das delikate Bock-Älle zum Ausschank gelangte. Dann hielt es oft schwer, einen Platz zu bekommen, und zu vorgeückter Stunde geschah es nicht selten, daß die ganze Versammlung, teilweise auf Stühlen und Tischen stehend, Kommerzlieder sang und ein Redner mit begeisterten Worten die Erzeuger des edlen Trankes, eben unseren tüchtigen Andres und seinen Sohn Karl, feierte. Nur flüchtig können wir noch einiger weiteren Lokale gedenken: der „dicken Wirtin“ auf der Mäusburg, der Brauerei König (später Pöschel) vor dem Walltor mit dem von Rechtsanwalt Curtman begründeten Cubiculum Latinum, des Café Ebel, wo so manche gediegene Bowle stieg, Justus

\*) Die scherzhafte Bezeichnung „Marburger Strump“ für den Marburger Studenten und „Strumpbach“ für seine Hochschule wird gewöhnlich auf einen Vorfall aus den 30er oder 40er Jahren zurückgeführt. Damals soll ein Gießener Student, als er in Marburg einen Studenten in Handschuhen erblickte, in den verwunderten Ausruf ausgebrochen sein: „Nun guck' aber einmal da! Der trägt ja Strimp' an de Händ'.“

Müller's im „Einhorn“, wo die Wohlhabenderen unter den Studierenden gerne „Dhaus“ tranken, und schließlich Wenzels (vorher 's Busche, dann Zinfers, später Steins) Garten, wo die größeren Kommerse, die beliebten Bierkonzerte und im Sommer auch die Tanzvergünstigungen des Gesellschaftsvereins abgehalten wurden. Der Besitzer, Garten-Wenzel, auch Pendul oder Aschanti genannt, konnte seinen langjährigen Aufenthalt in der Heimat Barnums nicht verleugnen, aber Gießen hat es seinem Unternehmungsgeiste zu verdanken, daß uns viele Veranstaltungen und Schaulstellungen geboten wurden, die sich sonst schwerlich nach der kleinen Stadt verirrt hätten. Ist er doch sogar einmal in

einem Luftballon mit aufgestiegen. Jedenfalls bewahren noch viele ehemalige Gießener Studierende angenehme Erinnerungen an das Gartenlokal, das damals gut noch einmal so groß war, als jetzt. Und mancher denkt auch wohl noch an die Musikstündchen, mit denen man nach Kommerse und Examenkneipen junge Damen zu ehren pflegte. Nach der Pensionierung des Polizeirats Rover wurden sie nicht mehr gestattet. Auch akademische Sitten haben ihre Schicksale. So fanden z. B. in den 70er Jahren keine feierlichen Komitate mehr statt, und der letzte Fuchssritt ist in Gießen am 13. Mai 1871 auf der Starfenburgerkneipe (Pulvermühle) gestiegen.

## Ludwig Julius Friedrich Höpfner.

Geboren am 3. November 1743 in Gießen, 1771 bis 1781 Professor der Rechte daselbst, gestorben am 2. April 1797 als Geheimen Tribunalsrat in Darmstadt.

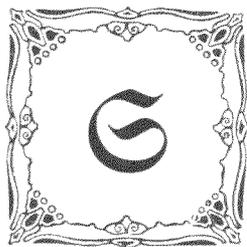
**H**öpfner hat seiner Zeit nirgends Richtung gegeben, aber in ihm waren die Richtungen seiner Zeit Harmonie. Auf die Rechtswissenschaft übertrug er den systematischen Sinn der deutschen Aufklärung; seine Lehrbücher sind faßlich geschrieben ohne Steifheit und ohne Schwulst. Er verhandelte zwischen positiver Jurisprudenz und Naturrecht; der historische Gesichtspunkt, der diesen Streit erledigt, ist ihm nicht aufgegangen, aber seine didaktische Methode und seine stilistische Form haben Raum geschaffen für den neuen Inhalt. Er schrieb ein gutes Deutsch, weil er sinnliche Reize lebhaft aufnahm und wiedergab: Klopstocks Oden wußte er auswendig, und auf Spaziergängen sang er Gellert'sche Lieder. Die schöne Literatur diente ihm nicht als ein Zierat der Muße; von der ästhe-



tischen Erregung aus erzog er sein Menschentum. Eine dürftige Jugend spannte früh seinen Lerntrieb und förderte jene zarte und doch sieghafte Geistigkeit, die an manchen Gestalten der Genieperiode uns rührt. Höpfner empfand modern, entgegen der fatten Ueberlieferung, er ging mit den Jungen, wo er das Unmittelbare traf. So fand er sich zu Goethe, zu den Mitarbeitern der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“. Aber er war nicht ungestüm, in der Polemik nur zu Gaste. Seine Persönlichkeit bedeutete mehr als sein Werk. Sie hat ihm Gustav Hugo befreundet, der ausgezogen war, den Vertreter der alten Schule zu bekämpfen. Mag die Geschichte der Rechtswissenschaft eilig vorüber gehen, die Geschichte der deutschen Seele wird auch den Gelehrten Höpfner um des Menschen willen immer von neuem betrachten. Fr.

## Im Gießener Karzer.

Auch du von deinem Giebelbach  
Blickst mir umsonst, o Karzer, nach!



**G**hnurr! Schnurr!“ so schallte es von der nahen Waldesecke herab nach dem Garten der Badenburg, und „Schnurr!“ hallte es wieder aus hundert bierehrlichen Studententeufeln bis hinein in den großen Fechtsaal, wo soeben ein neues Paar den „Gang Schläger ohne Mühen“ angetreten hatte. Ein Schreckenssturm fuhr durch die Gemüter Aller. Die kampferhobenen Arme sanken mit den blinkenden Schlägern nieder, und — eins — zwei — drei — begann ganz ohne Saager Friedenskonferenz die Abriistung. Wie der Wind flog das Paukzeug in den großen Pauksack, die Klängen in das Futteral, und alles verschwand auf dem dunkeln Boden des Hauses. Die bis zur Unkenntlichkeit verummumten Paukanten gewannen wieder menschliches Ansehen. Friedlich setzten sich die Herren zum Schoppen an die Wirtstische, nur wer gerade noch verbunden wurde, mußte eilends flüchten, um nicht den nachspürenden Häschern in die Hände zu fallen.

Zu den Flüchtlingen gehörte auch ich. Schon staken die Nadeln in meiner Stirnquart, als der Schreckensruf ertönte und der Paukarzt, zur Flucht bereit, sein Besteck zusammen

klappen mußte. Meine Kleider unter dem Arm, flüchtete ich mich nach dem nahen Lannenwald und retirierte mit noch blutüberströmtem Gesicht in das Schützenhäuschen, wo mir das braunäugige Försterkind bereitwillig Spiegel und Wasser zur Verfügung stellte, sodaß ich als Mediziner meine Wunden selbst verbinden konnte.

So war also diesmal trotz der Wachsamkeit der aufgestellten Posten der Pedell richtig auf dem Pauptplatz erschienen und nahm Notiz von dem Vorgefallenen, obgleich er kaum mehr eine Spur davon wahrnehmen konnte; aber das war nun einmal so, und jeder wußte, daß von dem Pedellen, der sich sonst gerne, freilich nicht aus reiner Menschenliebe, Stillschweigen auferlegte, eine Anzahl Mensuren allsemesterlich zur Anzeige gebracht werden mußte. Da nun unglücklicherweise unser letzter Paukant bereits das Konfiliun unterhauen hatte, so beschloß der hohe Konvent, die vorleszte Mensur zu melden; somit kam ich an die Reihe, und da mein wirklicher Gegenpaukant aus ebenfalls triftigen Gründen nicht genannt werden sollte, so wurde ein falscher Gegner untergeschoben.

Bei der Verhandlung vor dem Universitätsrichter hielt ich denn meine unrichtige Angabe pro patria trotz strenger

Verwarnung aufrecht. Mein fingierter Gegner aber ließ sich in die Enge treiben und gestand wahrheitsgemäß den Sachverhalt ein.

Das Urteil wurde gefällt und ich erhielt wegen Mensur 14 Tage, wegen Komplot — wie sämtliche Beteiligten — weitere 3 Tage und wegen „lügenhaften Protokolls“ noch extra 4 Tage zubüßiert.

21 Tage Karzer! Das gab eine schöne Ferienreise! Es war nämlich gestattet, daß die Studenten ihre Karzerstrafen wegen derartiger leichter Vergehen in die Ferienzeit verlegen durften, und, da die Anzahl solcher Deliquenten meistens recht groß war, so verabredete man unter sich die Reihenfolge, in der die sieben Karzerräume besetzt wurden.

Da kam dann Leben und Bewegung in die Dachkammern des hohen „neuen“ Schlosses auf dem „Brand“ neben dem Zeughaus, wo sonst nur Ratten und Mäuse ihr beschauliches Dasein fristeten. Früher waren die Fenster der Karzerräume frei, d. h. nicht vergittert gewesen und hatten so bequeme Gelegenheit geboten, die Eingesperrten auf dem Wege des Flaschenzugs und angehängten Stiefels mit Bier und Wein zu versorgen. Als aber ein hohes Ministerium von diesem Anflug erfuhr, ließ es sämtliche Fenster vergittern und zwar so eng, daß kein Stiefel und keine Flasche mehr hindurchgeschoben werden konnte. Man glaubte den Vogel abgeschlossen zu haben, aber die Not macht erfindereich, und da man doch immer wenigstens noch mit der Hand durch das Gitterwerk reichen konnte, so ließ man jetzt den Bindfaden mit dem Haus Schlüssel beschwert hinab und die Flaschen wurden angebunden, heraufgezogen und durch das Gitter in den bereitgehaltenen großen Wasserkrug ausgeleert. Denn was der Mensch braucht, das muß er auch haben.

In einem schönen Herbstnachmittage, nachdem ich mich beim Frühschoppen gut gestärkt hatte, wanderte ich fidel „ins Loch“. Meinen Koffer mit Büchern und Getränken hatte ich vorausgeschickt. Von Hause wurde mein Bettzeug hinbefördert, und um die lange Zeit nicht gar zu schmucklos zwischen kahlen Wänden hausen zu müssen, packte ich meinen Kanarienvogel im Käfig, einige hübsche Bilder, Blumenstöcke, lange Pfeifen und andere Utensilien bei, womit ich mein neues Heim schmückte. Schon der Karzerdiener war erstaunt ob dieses Luxus und noch mehr der Universitätsrichter, als er während meiner Einrichtung in seiner Ruhe gestört wurde; denn seine Arbeitsräume befanden sich unterhalb des Karzers. Er ließ fragen, ob wohl ein Schlosser oben eingezogen wäre, und ich ließ antworten, daß ich mich für 3 Wochen wohnlich einrichtete. Gegen Abend stattete er mir höchst persönlich seinen werten Besuch ab und gab mir das Zeugnis, daß ich Geschmack genug habe, um aus der Hölle ein Paradies zu machen.

Das dürftige Mobiliar des Karzers bestand vor allem aus einem Bett, das ähnlich wie die Klappe eines Schreibpultes in ein schrankartiges Gehäuse heraufgeklappt und abgeschlossen werden konnte, nachdem das einliegende Bettzeug durch zwei querverlaufende lederne Riemen festgeschnallt war, was bei schweren Karzerstrafen auch während des Tags geschah. Unter dem ziemlich hochangebrachten Dachfenster stand ein Tisch, davor ein Stuhl, den man gewöhnlich auf den ersteren plazierte, um darauf sitzend bequem nach der Straße sehen zu können. Außerdem war noch ein Holzschemel neben der Lagerstätte und ein kleiner Kanonenofen vorhanden. Vervollständig wurde die ganze Einrichtung noch durch einen Wandschrank an der Gangseite. Oeffnete man seine Tür, so sah man darin einen bequemen Sitz mit rundem Ausschnitt, sorglich so knapp bemessen, daß er jede Hoffnung, auf diesem Wege zu entweichen, ausschloß.

Während morgens der Kaffee auf dem Spiritus gebraut wurde und die lange Pfeife dampfte, ging es an die Beschäftigung. Wände, Türen und Fenster, ja selbst der Fußboden und die niedere Decke trugen Hunderte von Namen, Verse und Bilder, Schmerzensparoxyismen armer Gefangener, aber wohlthuend für den Leidensgenossen. Wer hatte nicht all schon hier gebrummt! Aus unserer Väter Zeiten und

früher bis auf die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart herab waren Duzende von Märtyrern der akademischen Freiheit hier verewigt. Schade für die Fensterscheiben, die unter der Hand zerbrochen wurden! Ich habe mich aufrichtig gefreut, als ich nach 45 Jahren im Museum ein Karzerstübchen eingerichtet und meinen eigenen Namen im Fenster eingeritzt wiederfand.

Arbeiten wollte ich in der Zeit meiner Gefangenschaft, aber es wurde nicht viel daraus. Am eifrigsten studierte ich Hackländers Romane, rauchte Pfeifen, zeichnete und malte. Nach dem Frühstück suchte man durch die Wand oder durch Zuruf am Fenster Fühlung mit seinen Nachbarn. Da ich das Glück hatte, einen Freund neben mir zu erkunden, so gab es schon Unterhaltung, und durch eine über das Dach hin gespannte Verbindungskordel zwischen unseren Fenstern, die ich mit Hilfe eines langen Pfeifenrohres hinüberreichte und zur Rollschnur einrichtete, konnte ich sogar von meinem Ueberfluß an Frühstücks- und Bespermaterial meinem Freunde genügend mitteilen, sodaß wir es uns dann zusammen um die Wette schmecken ließen. Des Mittags wurde mit dem Essen eine Flasche Bier gebracht. Unser Rneipwirt war ebenfalls gehalten, täglich eine solche zu senden, und da aller guter Dinge drei sind, so schickte mir auch der biedere alte Andres allabendlich eine dritte Flasche. Briefe kamen täglich an, auch Blumensträuße, und nach Tisch lehnte man sich gerne ans Fenster und erhielt manch freundlichen Gruß von schönen Augen. Wollte jemand den Sträfling „dringend“ sprechen, so wurde man zu ihm hinab in das Wartezimmer geführt, und wer etwa, wie ich, sich mit dem Karzerdiener auf die eine oder andere Weise gut gestellt hatte, konnte bei solcher Gelegenheit auch wohl ein Stündchen in dem Schlosshof promenieren, ja sogar in den anstoßenden botanischen Garten kam ich bisweilen, wenn der strenge Herr Richter gerade nicht anwesend war.

Seden siebenten Tag durfte der Eingesperrte sich drei Stunden lang der Freiheit erfreuen, und dann ging natürlich hoch her. So machte ich das einmal eine Examens-Frühstückskneipe mit, und als ich auf dem Rückweg nach dem Karzer mit zwei schönen Flaschen Wein in den hinteren Rocktaschen en passant noch einen flüchtigen Besuch abstattete, passierte es, daß sich, während ich auf dem Kanapee saß, der Pfropfen der einen Flasche unverhofft löste: langsam und gemütlich floß der edle Rebensaft an den Beinkleidern herab, zum Erstaunen der umstehenden Damen eine immer größere Pfütze bildend. Erfolgte auch die Aufklärung der komischen Situation sofort, so war die Verlegenheit doch keine geringe gewesen.

Vier Tage saß auch mein Bruder, wegen Sekundierens verurteilt, bei mir in derselben Zelle, was ihm gestattet wurde, damit nicht doppelte Einrichtung von Hause nötig wurde. Das waren dann schon mehr Festtage. Wir brauten uns Dickelstein und leerten bei Geplauder und Kartenspiel viele Flaschen Bier, die zu den vorhandenen unter dem großen Mantel des Hinzukommenden eingeschmuggelt waren. In dieser Zeit gab es ein außergewöhnlich heftiges nächtliches Gewitter. Aber je ärger es draußen stürmte, desto munterer wurden wir Beide, und als gegen 1 Uhr Nachts plötzlich unsere Riegel klirrten und der Karzerdiener mit der Zipfelmütze und einer großen Laterne in unsere Dachkammer trat, wäre er fast vor Schrecken auf den Rücken gefallen beim Anblick der fidelen Bursche und der vielen geleerten Flaschen. Wegen der mangelnden Blitzableiter mußten bei schwerem Gewitter die Karzer geöffnet werden. Wir nahmen den furchtsamen Pedellen anstandslos in unsere Mitte und er mußte wohl oder übel mitmachen, bis unser ganzer trinkbarer Vorrat zu Ende und er regelrecht bezechet war. Wir selbst brachten den Angeheiterten in sein Bett mit dem festen Versprechen sein Debut nicht zu verraten. Heute dürfen wir es: der gute Mann ist schon seit über 30 Jahren dahin.

Ein andermal bekam ich sogar Besuch in meine Karzerzelle, und das war ein von uns aufgezogener zahmer Turm-

falke. Vom gegenüberliegenden Dach hörte ich seinen schrillen Ruf erschallen; ich lockte ihn, und er flog näher und kam auf Zureden schließlich durch das Gitter in mein Gemach. Um Nahrung für ihn zu bekommen, verschrieb ich mir von meinem Bruder einige Sperlinge. Wie erstaunte ich aber, als ich die übersandte, wohlversiegelte steife Papierdüte öffnete und ein Duzend buntbemalter Spazier herausflogen. Rote Köpfe, grüne Flügel, blaue Brust und gelbe Schwänze u. s. w. So was hatte ich noch nicht gesehen, und jetzt hatte ich wieder Unterhaltung. Bald jedoch ließ ich aus Mitleid für meine Mitgefangenen die geängstigten Vögel samt dem Falken wieder hinaus in die Freiheit.

Allmählich nahte auch für mich der Tag der Befreiung. Als aber der Pedell mir schon morgens um 9 Uhr die

Zelle öffnete, erklärte ich zu seinem großen Erstaunen noch in meinem fidelem Gefängnis bleiben und nicht eher gehen zu wollen, bis meine Zeit richtig abgesehen sei. So ganz hatte ich mich, gleich dem bekannten Gefangenen der Bastille, in meine Haft eingewöhnt. Ich hielt also noch meinen ungestörten Mittagsschlaf und zog erst gegen Abend befriedigt von dannen, um eine schöne Erinnerung aus dem Studentenleben reicher.

Uebrigens habe ich während dieser 3 Wochen meine Zelle dreimal gewechselt. Ich saß im „Mitteltäfig“, im „Salon“ und im schönen „Turzimmer“. Mit mir bedauert wohl noch mancher aus der alten Zeit, daß mit dem akademischen Karzer ein schönes Stück studentischer Poesie und Romantik verschwunden ist. Dr. Carl Victoré-Lollar.



## Karl Weigand.

Geb. zu Nieder-Florsstadt 18. Nov. 1804. Gest. zu Gießen 30. Juni 1878.  
Professor der deutschen Philologie in Gießen.



Was unser Volk gefühlt und gedacht,  
Haft Du als Wörterbuch gebracht,  
Daraus hinfort sich jedermann  
Beliebig Rat's erholen kann;  
Und schlägt er nach auch noch so oft,  
Er findet immer was er hofft;  
Er findet der Sprache ganzen Hort  
Darin verzeichnet, ein jedes Wort  
Nach Form und Bedeutung in jeglicher Zeit

Und erklärt in gehöriger Deutlichkeit.  
Du Weigand, Kämpfer für Deutsch-  
lands Ruhm,  
Für Deutschlands herrlichstes Eigentum,  
Empfang den Dank des Vaterlands,  
Den immergrünen Eichenkranz!  
Heerführer der deutschen Wörterschar,  
Heil Dir, Heil heut' und immerdar!

Hoffmann v. Fallersleben († 19. Jan. 1874)  
zum 18. Nov. 1873.



## In's Loze.

1872.

Mir träumt, ich hock' im Loz  
Behaglich in der Fensterock,  
Der Schorsch lehnt faul am selben Fleck,  
Breitbauchig, wie ein Klos.

Cigarrendampf und Bier!  
Ein Altklied dröhnt zur Deck' empor  
Vom Stumprock, dem etwas passor'  
Mit seinem Karnonier.

Froh zecht der Herr Student.  
Das Fayet dirigiert den Skat,  
Der Kasper mächt sich Worschtsalat,  
Er hat ja reine Händ.

Der Bierlalla ist vull,  
Kauft Fleischwurst für die vielen Hünd,  
Die Abends als in's Loze find,  
Am meisten frist der Bull.

Der Feierabend naht —  
Kein Mensch will heim, doch müssen wir,  
Aus keinem Krabben läuft noch Bier —  
Gewitterkeil, wie schad!

Hans Ferdinand Klein.

# Albertine von Grün.

Eine Liebesgeschichte aus der Genieperiode

von Alfred Vock.

(Schluß.)

Ein hübsches, junges Frauenzimmer kam herein, legte mit einem „Guten Abend beisammen!“ das Wochenblatt auf den Tisch und verschwand wieder.

„Wer war die Person?“ fragte Herr Duvrier interessiert.

„Sie heißt Best und hat das Reinemachen im Kollegiengebäude“, antwortete Professor Böhm. „Sie hatte eine Inklination für einen meiner Zuhörer. Der ist échappieret. Hat ihr aber ein Püppchen zum Andenken da gelassen.“

Herr Gager hatte das Wochenblatt zur Hand genommen.

„Was bringt der Krieger in letzter Zeit für elendes Zeug.“

Hoepfner nickte.

„Zum Beispiel am letzten Freitag das Pasquill auf Werthers Leiden vom Herrn Professor Schlettwein.“

„Pasquill?“ fuhr Duvrier auf. „Herr Kollega, das ist starker Toback. Mir war der Auffsatz aus der Seele geschrieben. Was geht denn in diesem Schauerroman vor? Gott ist ein Tyrann, die Natur ein Ungeheuer und der Mensch ein Narr, dafern er nicht der Sinnenlust fröhnt. Der Herr Verfasser hat sich ein Geschäft daraus gemacht, rasende Ausschweifungen mit Zucker zu überziehen und seine Nebenmenschen zu vergiften.“

„Herr Kollega“, entgegnete Hoepfner ruhig, „in dem Ton replicier' ich nicht, denn ich pflege meine Gäste zu ehren. Nur das sag' ich: der Werther ist eine ehrliche Beichte. Davor hab ich immer Respekt. Und fliehen soviel reine Quellen darin, daß sie kein Krittler beschmutzt.“

Das Gesicht Duvriers färbte sich dunkelrot.

„Ach, Herr Kollega, Sie strudeln mit? Wo bleibt denn da die Objektivität? Ich und mein Weib, wir haben den Werther gelesen und haben den Sollsinn verbrannt.“

Zitternd vor Erregung war Albertine von Grün dem Gespräch gefolgt. Jetzt stand sie auf und sprach, die Hände an die Brust gepreßt:

„Großer, herrlicher Goethe, dir kann bei Gott nichts daran liegen, daß sich ein unbedeutend Geschöpf vor deinen Ruhmeswagen spannt! Aber verkessern laß ich dich nicht.“

Ihre Blicke richteten sich auf Duvrier und durchbohrten ihn.

„Nein, Herr Professor, tausendmal nein. Den Werther schmähnen Sie mir nicht. Freilich nicht die kalte Vernunft, nur das Herz kann ihn begreifen. Ich habe ihn verschlungen, und alle Saiten meiner Seele haben gebebt. Ein Strom ist's, darin ich mit Wonne versinke, Musik ist's die mich wie Simmelsharmonien umtönt. Wüßt lieber das erbärmlichste Leben führen, als meinem Goethe nicht nachempfinden.“

„Goethe und kein Ende!“ klang's von der Tür her.

In der Hitze des Disputs von niemand bemerkt war Klinger in das Zimmer getreten.

„Herr Studiosus, wo stecken Sie denn?“ begrüßte ihn Hoepfner, froh der Unterhaltung eine andere Wendung geben zu können.

Klinger eilte auf seinen Gönner zu. Sein Wesen war von stolzer Sicherheit gehoben, aus seinen Augen leuchtete Kraft und Entschlossenheit.

„Mein teurer, väterlicher Freund! Ach! daß ich meinen Worten jetzt mein Herz einhauchen könnte. Wieviel Liebes und Gutes haben sie an mir getan. Immer bleib ich Ihr Schuldner. Wunderbar hat sich mein Schicksal gewandt. Erfahren Sie denn. Ich sitz' auf meiner Stube über einer

Epistel an meine Schwester. Da kommt ein Bote. Es liege ein beschwerter Brief für mich auf der Post. Ich lauf' hin. Der Brief mit zwanzig Louisd'or war von Schroeder in Hamburg. Ich will's Ihnen nur gestehn, ich habe ihm meine „Zwillinge“ geschickt. Das Stück ist über die Bühne gegangen. Hat donnernden Applaus gefunden. Nun wag' ich's. Brech' die Brücken hinter mir ab. Das steht fest wie Fels. Und geh zu dem, der mein Schicksal wie sein eigenes in seinem Herzen trägt: zu Goethe. Das Glück selbst kommt mir entgegen. Der Bürger und Schönfärber Ploek dahier hat eine Erbschaft im Thüringischen zu heben. Hat diese Nacht Extrapost bestellt und nimmt mich bis Erfurt mit. Von da nach Weimar ist nur ein Sprung.“

Er daß Hoepfner sich von seinem Erstaunen erholt und ein Wort erwidert hatte, war Klinger bei Albertine, die in Tränen zerfloß, und schloß sie in seine Arme.

„Mädchen, Deine Liebe hat mein Leben durchleuchtet, bei Dir hat mein Herz sein heiß Empfinden ausgeströmt. Und war überfelig. Ewig dank' ich Dir's. Höhwärts rollt mein Schicksalswagen — Gipfel oder Sturz. Leb wohl! Leb wohl!“

Er bedeckte ihren Mund mit seinen Rüssen, dann riß er sich los und stürzte hinaus.

Seit jenem Abend im Hoepfnerschen Haus waren viele Jahre vergangen. Klingers Genie hatte die Welt nicht in Erstaunen gesetzt, sein Name glänzte nicht neben Goethe. Wohl aber war er nach einem vielbewegten Leben als Militär und Staatsmann in Rußland zu hohen Ehren gelangt. Den Freunden im Vaterland hielt er die Treue, das Bild der anmutsvollen Westermälderin war in seinem Herzen verbläßt. In Petersburg führte er eines russischen Oberst's Tochter zum Traualtar.

Zu Hachenburg im verödeten Elternhaus saß Albertine von Grün, die Alternde, und spann sich in ihre Erinnerungen ein. Ein hartnäckiges Brustübel legte ihr schwere Leiden auf. Die Briefe, die sie von ihren Freunden, zumal von Hoepfner und seiner Marianne empfing, waren die Lichtblicke in ihrem Leben.

Und es geschah, daß ein vornehmer Russe vorübergehend in Hachenburg seinen Aufenthalt nahm. Der gab ihr Kunde von Klinger, seiner Gattin, seiner Häuslichkeit und daß sein Stern höher und höher stieg. Kein Groll, kein bitteres Gefühl kam in ihr auf, denn sie liebte ihn noch mit der ganzen Kraft ihres Herzens.

Aber Nacht hatte der Frühling die Höhen des Westermaldes erflommen. Die standen nun in leuchtender Pracht. In den Gärten sangen die Nachtigallen. Aus Krankenlager gefesselt lauschte Albertine hinaus. Und Claudius empfindsame Verse klangen ihr ins Ohr:

„Nachtigall, Nachtigall, ach!

Sing mir den Amor nicht wach.

's ist nun wieder alles gut,

Er liegt und schläft in meinem Herzen,

Mein guter Engel sang ihn ein.

Nachtigall, Nachtigall, ach!

Sing mir den Amor nicht wach.“

Aber die Nachtigallen sangen doch, denn es war Wonne-mond. Und sie stöteten und schluchzten, da Albertine von Grün die Augen zum letzten Schlummer schloß.

„Nachtigall, Nachtigall, ach!

Sing mir den Amor nicht wach.“



## Die Szepter und Pokale der Ludoviciana.

Wie bei jedem Jahresfest unserer Universität ihre Szepter dem Rektor vorangetragen werden und beim Festmahle ihre Pokale die Tafel schmücken, so wird auch die dritte Jahrhundertfeier durch

sie verherrlicht werden, und vieler Augen werden an den selten aus dem Dunkel hervortretenden Prunkstücken sich weiden.

Da gebühren ihnen wohl ein paar Worte der Erläuterung.

Die beiden als Gegenstücke gearbeiteten Szepter, von denen nur eines — mit dem Kolben rechts — im Bilde erscheint, sind 1607 nach dem Muster der alten Marburger in Frankenthal angefertigt worden, das damals bedeutende Goldschmiede aufzuweisen hatte.

Das ältere, adlergekrönte Szepter, in dessen Kolben das Brustbild Karls V. angebracht ist, wird durch eine metrische Inschrift als Stiftung Philipps des Großmütigen bezeichnet; es kam bei der Teilung von 1650 aus Marburger Besitz an Gießen.

Der älteste Pokal ist der Medaillenbecher, der zur Verherrlichung der ersten Jahrhundertfeier der Marburger Universität von Landgraf Georg II. geschenkt wurde. Der beim Feste selbst überreichte kam an Rassel und befindet sich jetzt im dortigen Museum; der unsere, fast genau mit ihm übereinstimmende wurde 1629 geschenkt. Er ist ein Werk des berühmten Frankfurter Goldschmieds Paul Birckenholz.

1634 schenkte Landgraf Georg bei einer besonders feierlichen Promotion die beiden einfachen Deckelbecher, deren einer im Bilde links zu sehen ist.

Der Buckelpokal mit der Stützfigur eines nackten, sitzenden

Weibes, das man im 18. Jahrhundert mit einer Nebenranke geschmacklos umgeben hatte, ist Hamburger Arbeit aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Wann und wie dieser prächtigste Pokal in den Besitz der Universität gelangte, steht noch nicht fest. Tatsache ist, daß ein kleinerer Becher, den im Jahre 1613 Philipp von Bugbach der Hochschule geschenkt hatte, abhanden gekommen war, dafür aber eine Entschädigung von 64 Reichstalern an die Universität gezahlt wurde. Vermutlich ist das Prachtstück von dieser Summe angekauft worden.

Den löwenge tragenen, mit Inschriften reichlich versehenen Pokal stiftete Landgraf Ernst Ludwig zur ersten Jahrhundertfeier der Gießener Universität. Er ist das Werk eines Augsburger Meisters I. W.

Der schlanke, schlichte Kelch rechts im Bilde wurde von der Stadt Frankfurt dem Theologen Mai verehrt und kam später mit dem Vermächtnis des jüngeren Mai an die Universität. Ausführlich, mit Wiedergabe der Inschriften, habe ich die Szepter und Pokale besprochen im 2. Bande der Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier. Sauer.

